



Feldsteinkirche in Lüsse (Landkreis Potsdam-Mittelmark)

Sehr geehrte Leserinnen und Leser,
liebe Freunde der brandenburgischen Dorfkirchen,

bereits zum vierten Mal können wir Ihnen mit dem vorliegenden Heft einen Begleiter für Ihre Ausflüge zu brandenburgischen Dorfkirchen in die Hand geben. Neben märkischer Heide und märkischem Sand, dunklen Kiefernwäldern und klaren Badeseen, Biergärten und Ausflugslokalen sind Orte der Kultur und der Geschichte beliebte Ziele für Besucher und Touristen.

Wo aber kann man Kultur und Geschichte dieses zumeist kargen Landes intensiver erleben als in seinen Sakralbauten. Selbst die schmucklosesten Feldsteinmauern atmen noch den Geist der Jahrhunderte, spiegeln das geistliche Leben von Generationen wider. Es ist gut zu wissen, dass es in unruhigen Zeiten noch Orte der Konstanz gibt.

Die Anzahl der »Offenen Kirchen« im Programmteil ist im Vergleich zum Vorjahr weiter gewachsen. Erstmals werden Landkarten die Orientierung erleichtern. Wiederum breit gefächert sind die Beiträge im thematischen Teil: Zum 200. Geburtstag von Ludwig Persius stellen wir Ihnen die Sacrower Heilandskirche vor – eine auf den ersten Blick eher untypi-

sche märkische Dorfkirche. Weitere Texte beschäftigen sich mit den Feldsteinbauten der Kolonisationszeit, mit der Bildsprache vorreformatorischer Altäre oder mit mittelalterlichen Wandmalereien. Lesen Sie die kunst- und kulturhistorischen Artikel auch mit dem Blick auf die Erhaltung und Bewahrung des kulturellen Erbes.

Für viele der meist recht kleinen Kirchengemeinden ist es unmöglich, die Last der Bauunterhaltung, des Schutzes und der Pflege wichtiger Denkmale allein zu tragen. Die Kommunen, das Land und der Staat sind gefordert, hier Unterstützung zu geben. Aber auch Sie können helfen – mit Ihrem Besuch, Ihrem Interesse und mit einer kleinen Spende beim Abschied.

Für Anregungen, Rückmeldungen oder Vorschläge sind wir dankbar, auch für die weitere Unterstützung unserer Arbeit. Wir hoffen, in Ihnen die Neugier auf spannende Entdeckungsfahrten geweckt zu haben und wünschen Ihnen interessante Besuche in den brandenburgischen Dorfkirchen.

*Angus Fowler
Vorsitzender des Förderkreises
Alte Kirchen Berlin-Brandenburg*

Andreas Kitschke

Romantik am Havelufer

Die Sacrower Heilandskirche – eine brandenburgische Dorfkirche

Dipl.-Ing. Andreas Kitschke ist Sachbuchautor mit Veröffentlichungen hauptsächlich zur brandenburgisch-preußischen Bau- und Orgelgeschichte



Innenraum nach Osten |

Zum 200. Geburtstag von Ludwig Persius

»Das soll eine Dorfkirche sein?«, fragt sich mancher beim Anblick der Sacrower Heilandskirche. Doch was ist eigentlich das Charakteristische einer Dorfkirche – ihre Größe, ihre Baugestalt, ihre topographische Lage? Wir kennen Dorfkirchen mitten in einer Stadt, die vielleicht aus der Zusammenlegung mehrerer Dörfer entstand oder erst nach dem Kirchenbau zur Stadt wurde. Andererseits gibt es Dorfkirchen, die eher städtisch wirken. Viele von ihnen sind in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts entstanden, zu meist unter Beseitigung der Vorgänger-

bauten. Theodor Fontane (1819–1898) bedauerte: »Die Lokalgeschichte erlitt erhebliche Einbuße, weil alles Historische, was sich in den alten Kirchen vorfand, meist als Gerümpel beseitigt und fast nie in den Neubau mit hinübergenommen wurde.« Inzwischen sind diese Dorfkirchen selbst zu einer historischen »Gattung« geworden.

Im Jahr 2003 gedenken wir des 200. Geburtstages des Potsdamer Architekten Ludwig Persius (* 15. Februar 1803, † 12. Juli 1845). Man kennt den begabten Schinkel-Schüler weithin als Architekten der Potsdamer Turmvillen, weni-

ger als Kirchenbaumeister. Doch seine Sakralbauten sind Ausgangspunkt einer neuen Baugesinnung. Hier mag man einwenden, dass Friedrich Wilhelm IV. (1795–1861) der eigentliche Urheber dieses Bauprogramms war, dem über 300 Kirchen in den damaligen preußischen Gebieten ihre Entstehung verdanken. Doch Persius' künstlerische Handschrift lässt sich durchaus von der seiner Zeitgenossen unterscheiden. Während sich Karl Friedrich Schinkel (1781–1841) bemüht hatte, Formen der griechischen Antike für den Kirchenbau zu nutzen und symmetrisch gegliederte Bauten schuf, deren Schlichtheit noch vom Calvinismus des Königshauses geprägt war, gestaltete Persius seine Sakralbauten ebenfalls in klarer Formensprache, doch malerisch gruppiert, mit mehr Eleganz und sakralem Charakter versehen. Sie strahlen eine Atmosphäre der Wärme aus, was sicher auch mit der biedermeierlichen Zeitströmung zusammenhängt.

Sein kurzes Architektenleben erlaubte die Realisierung nur weniger Kirchenbauten. Dies sind neben der Ausführung der Nikolaikirche Potsdam und der Petzower Dorfkirche nach Plänen Schinkels die Errichtung der Heilandskirche Sacrow und der Friedenskirche Sanssouci nach eigenen Entwürfen sowie die posthum ausgeführten Kirchen von Saarmund (nur Turm von Stüler) und Heringsdorf (1914 stark verändert). Auch das heutige Künstlerhaus Bethanien in Berlin mit seinem Kirchenraum geht auf Ideen von Persius zurück. Wenig bekannt sind dessen Planungen zur Wiederherstellung der Dome zu Aachen und Erfurt, der Stiftskirche auf dem Petersberg bei Halle und der Klosterkirchen zu Chorin und Lehnin, zumal sie nicht ausgeführt wurden. Ebenso erging es seinen Entwürfen zum Neubau des Berliner Doms, einer evangelischen Kirche für Trier und eines Turmes für die Marienkirche in Bergen auf Rügen, den

Umbau der Dorfkirchen in Bornstedt, Dombrowo, Geltow, Nowawes (Friedrichskirche Babelsberg), in Paretz, (Berlin-) Steglitz und Zehlendorf. Auch seine großen Umbauprojekte für die Potsdamer Garnison- und Heiligengeistkirche sowie für die Garnisonkirche in Frankfurt/Oder blieben unausgeführt. Wir wissen von vielen dieser Projekte nur aus schriftlichen Quellen, weil der überwiegende Teil des zeichnerischen Nachlasses seit 1945 verschollen ist.

Seit 1822 besaß das an der hier seenartig erweiterten Havel gegenüber der Pfaueninsel gelegene Dorf Sacrow keine Kirche mehr. Friedrich Wilhelm IV. erwarb das Gut 1840 und wählte eine kleine Landzunge an der malerischen Uferzone der Havel östlich des Jungfernsees als Bauplatz für ein neues Gotteshaus. Er hatte beobachtet, dass die Fischer mit ihren Booten in der Bucht daneben bei Sturm Schutz suchten. In romantischer Gesinnung wollte er das Gotteshaus als »Bollwerk« in das Wasser hineinragen lassen und ihm den Namen »Das Schiff« geben. Die von ihm selbst bestimmte lateinische Umschrift für das Kirchensiegel nimmt Bezug darauf und enthält gleichzeitig ein Wortspiel mit dem Ortsnamen: »Ecclesia sanctissimi Salvatoris in portu sacro« (Kirche des heiligsten Erlösers im heiligen Hafen).

Auf der Grundlage von eigenhändigen Skizzen des Königs fertigte Persius Anfang 1841 seinen Entwurf und am 24. Mai erließ Friedrich Wilhelm die Kabinettsordre zu ihrem Bau. Als Persius am 5. Oktober 1841 von einer Parisreise zurückgekehrt war, hatten der mit der »speziellen Leitung« beauftragte Ferdinand von Arnim (1814–1866) und der ihm zugeordnete Heinrich Haebberlin (1799–1866) bereits mit den Vorarbeiten für das Pfahlrost begonnen. Während der Ausführung nahm der König wiederholt Einfluss auf die Detailgestaltung. Am 21. Juli 1844 weihte Hofprediger Adolf Sydow (1800–1882) von der Potsdamer Garnisonkirche das Gotteshaus ein.

Die malerische Wirkung der sich im Wasser der Havel spiegelnden Heilandskirche erfährt noch eine Steigerung durch ihre architektonische Gliederung. Der rechteckige Saalbau mit östlich ausgebauter Apsis wirkt durch die umgebenden Rundbogen-Arkadenhallen mit Sandsteinsäulen wie eine dreischiffigen Basilika. Im Westgiebel ist eine Fensterrose sichtbar. Kirche und Turm sind mit blassrosa Backstein verblendet und durch horizontale Streifen aus blauglasierten Fliesen mit Rosettenmotiv gegliedert. Der quereck-

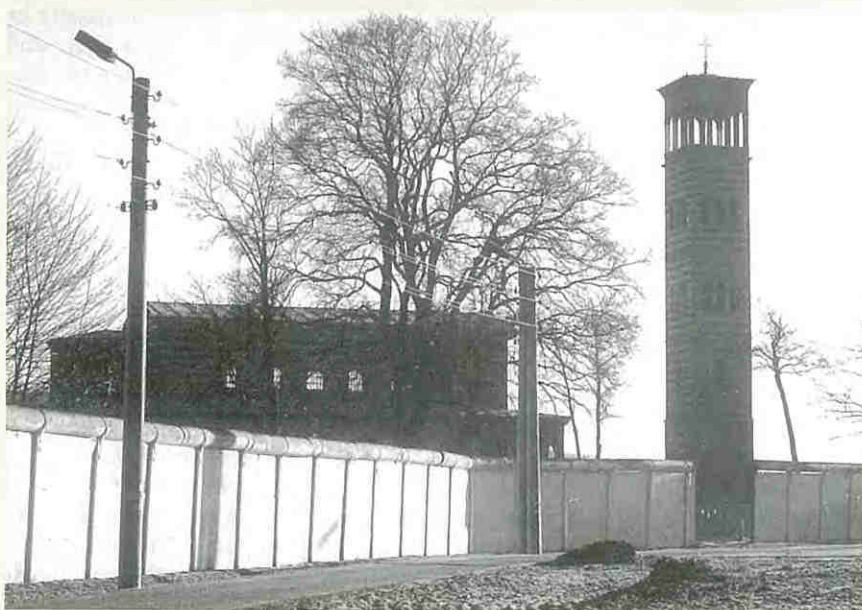
eckige Vorplatz ist von einer niedrigen Mauer mit halbkreisförmigen Exedren (halbrunden Ausbauten) umgeben. Auf der Wasserseite gibt es eine Rundbank, vor der ein Marmorkreuz aufragt, und auf der gegenüberliegenden Seite erhebt sich der völlig freistehende Campanile, der noch heute eine 1406 gegossene Bronzeglocke trägt.

Hinter dem schmalen Eingang zur Kirche ist die Sakristei, ihr gegenüber der Treppenaufgang zur Orgelempore angeordnet. Die vom Potsdamer Orgelbauer Gottlieb Heise (1785–1847) mit nur fünf Registern erbaute Orgel (nach 1945 zerstört) besaß einen ungewöhnlichen Prospekt (Schauseite) mit zwei äußeren, runden Pfeifentürmen und zur Mitte abfallenden »Harfenfeldern«. So blieb der Blick zur Fensterrose im Westgiebel frei. In Höhe der Empore, auf Konsolen zwischen den rundbogigen Obergadenfenstern, erhielten zwölf Apostelstatuetten ihren Platz, die der Holzbildhauer Jacob Alberty (1811–1870) aus Lindenholz schuf. Da das Gestühl direkt an die Außenwände stößt, wurde ein hohes Holzpaneel angebracht, das die Gestaltung der Altarschränken mit Kanzel und Lesepult aufnimmt. Der Fußboden im Mittelgang erhielt einen farbigen geometrischen Fliesenbelag. Die Decke mit sichtbarer Holzkonstruktion und kassettenartiger Teilung wurde mit einer blauen Tuchbespannung mit aufgemalten Sternen versehen. Im Altarraum wurde farbiger Estrich verwendet. Der Altartisch aus Zedernholz war dem Marmoraltaar im Mausoleum zu Charlottenburg nachempfunden (nicht erhalten). Gestal-

terischer Höhepunkt des Innenraumes ist das Fresko in der Apsis, das erst nach der Kirchweihe ausgeführt wurde. Nach dem Entwurf von Carl Begas (1794–1854) schuf Adolf Eybel (1808–1882) ein »al fresco, auf Goldgrund im Byzantinischen Styl ausgeführtes Wandgemälde, Christus auf einem Throne von den vier Evangelisten und herniederschwebenden Engeln umgeben«.

Während die Sacrower Kirche im Zweiten Weltkrieg nur geringe Schäden erlitt, bedeutete die Schließung der innerdeutschen Grenze für sie eine Katastrophe, denn sie lag nun im »Niemandland«. Kurz nach dem letzten Gottesdienst Heiligabend 1961 zerstörten »unbekannte Täter« – infrage kommen einzig Grenzsoldaten, offenbar auf Anordnung von höherer Stelle – das gesamte Interieur. Dann kam die lange Zeit des Verfalls, bis 1984/85 Wiederherstellungsarbeiten erfolgten, allerdings ohne denkmalpflegerischen Anspruch. Das Geld dafür gaben die Stiftung Tagesspiegel und der Berliner Senat, die Arbeiten übernahmen Potsdamer Firmen. An eine Nutzung war auch danach nicht zu denken. Doch der Fall der Berliner Mauer ermöglichte Heiligabend 1989 wieder die Feier eines deutsch-deutschen Gottesdienstes.

Die hervorgehobene Lage der Kirche verleitete zu der Annahme, hier sei es einfach, Mittel zur Wiederherstellung einzuwerben, was jedoch nicht der Fall ist. Die Restaurierung dieser wohl schönsten romantischen Landschaftskirche ist im 13. Jahr der deutschen Einheit zwar fast abgeschlossen, doch entbehrt sie noch immer einer Orgel.



Heilandskirche im Grenzstreifen, vor 1989,
Foto: Birgit Ragotzky

Was uns das Kulturland wert ist

Ein Gespräch mit Prof. Dr. Johanna Wanka, Ministerin für Wissenschaft, Forschung und Kultur des Landes Brandenburg.



Die Ministerin pflanzt eine Linde vor der Kirche in Gandenitz (Landkreis Uckermark).

Frau Minister, welches ist Ihre Vision von einem Kulturland Brandenburg?

Eigentlich braucht man da keine besondere Vision – wir haben ein Kulturland Brandenburg. Damit meine ich nicht nur unsere schon traditionelle Veranstaltungsreihe mit jährlich wechselnden Themen. Brandenburg ist ein Land mit einer wunderschönen Landschaft, die, mit Ausnahmen, relativ unzersiedelt ist. Wir haben eine Fülle von Kulturdenkmälern, deren Sicherung wichtig ist, auch um die Menschen im Lande zu halten.

In Ihrem weitgefächerten Ressort ist die Kultur, darin die Denkmalpflege, nur ein Teilgebiet. Welche Rolle spielt dieser einzelne Bereich Denkmalpflege in Ihrem Ministerium?

Die Denkmalpflege ist außerordentlich wichtig. Nach der Wende zeigte sich in Brandenburg ein enormer Nachholbedarf, und im Übereifer wollte man vor allem in den Städten schnell alles verändern. Heute sind Städte wie Luckau oder Wittstock froh, nicht gleich alles abgerissen zu haben, was alt und

heruntergekommen aussah, um einen jener gesichtslosen Regionalmärkte zu errichten, der die noch intakten Stadtbilder völlig in Frage gestellt hätte. Das Bewusstsein für den Denkmalschutz ist gewachsen. Die Brandenburger und ihre kommunalen Vertreter wissen, welchen Schatz sie mit ihren Denkmälern haben.

Innerhalb der Landesregierung ist Denkmalschutz eine Querschnittsaufgabe, man kann schwer ein Ressort allein dafür verantwortlich machen. Natürlich ist er federführend in unserem Ministerium angesiedelt. Hier werden gesetzliche Regelungen erarbeitet, letzte Entscheidungen getroffen; zum Beispiel bei strittigen Abrissgenehmigungen.

Mitte der 90er Jahre wurden die Mittel für den Denkmalschutz aus dem Landeshaushalt in die Verfügungsgewalt der Kommunen übertragen. Förderressorts der Landesregierung sind nun nur noch das Landwirtschaftsministerium und das Bauministerium. Neben den Geldern des Kirchenstaatsvertrages werden die relativ geringen Mittel unseres

Das Gespräch führten Eva Gonda und Bernd Janowski

Ministeriums über das gemeinsam mit der Bundesregierung verantwortete Sicherungsprogramm »Dach und Fach« vor allem in den ländlichen Raum vergeben, und dort oftmals gerade an kleinere Kirchen oder Baudenkmale. Von den Denkmalmitteln, die in unserem Einzelplan verankert sind, gehen drei Viertel in den Bereich der Kirchen; ein Schwerpunkt ist der besonders problematische Kreis Märkisch Oderland. Eine Million Euro fließt allerdings nach Maßgabe der evangelischen Landeskirche jährlich allein in die Restaurierung des Brandenburger Doms und seines Gebäudeensembles.

Auch in Brandenburgs Haushalt regiert der Rotstift. Bleiben die über Ihr Haus ausgegebenen Mittel, zum Beispiel im Rahmen des Kirchenstaatsvertrages, im laufenden Haushalt konstant?

Wir sind an diesen Vertrag gebunden, den wir keinesfalls kündigen wollen. Er ist zwar nicht sakrosankt, hat aber einen sehr hohen Stellenwert.

Mittel für die Denkmalpflege kommen auch vom Kreis und den Kommunen, und diese Mittel werden immer geringer. Denkmalpflege schafft aber auch Arbeitsstellen und fördert Tourismus. Sehen Sie, dass Kreise und Gemeinden diesen wichtigen Zusammenhang erkannt haben?

Als die Vergabe der entsprechenden Finanzmittel über das Gemeindefinanzierungsgesetz in die Verantwortung der Kommunen übertragen wurde, geschah das mit der klaren Maßgabe, dass man diese Mittel vor Ort eigenverantwortlich für den Denkmalschutz ausgibt, also nicht nach Gutsherrenart von oben bestimmt wird. Aber es gibt keine Zweckbindung, keine Berichtspflicht an uns, und wir haben keine Kontrollmöglichkeiten. Ohne diesen Druck bleiben die Kultur und der Denkmalschutz gerade vor dem Hintergrund knapper werdender Mittel möglicherweise am ehesten auf der Strecke. Umso wichti-

ger ist das Engagement vor Ort: Dass man einzelne Objekte ins Bewusstsein bringt, in Kreis- und Stadtparlamenten intensiv wirbt und die einzigartigen Chancen für den Landkreis deutlich macht.

Wenn die Gemeindefinanzierung neu geregelt wird – voraussichtlich im nächsten Jahr – dann wäre ich für mehr Zweckbindung.

Da meint zum Beispiel ein Landrat, viel wichtiger als die Denkmalpflege sei es, den Sport zu fördern. Denn nach dem Fußballspiel gehen die Leute noch ein Bier trinken, und schon hat man die Wirtschaft gefördert ...

Über die wirtschaftlichen Effekte in der Denkmalpflege gibt es unzählige Gutachten, die leider nicht genügend wahrgenommen werden. Bei einem normalen Neubau machen die Materialkosten etwa 90 Prozent der Ausgaben aus, nur 10 Prozent entfallen auf Arbeitslöhne. Umgekehrt im denkmalpflegerischen Bereich, wo rund 70 Prozent der Kosten in Arbeitsplätze fließen. Dort finden viele Lohn und Brot, oftmals in kleinen, spezialisierten Handwerksbetrieben. Ich habe in Martinskirchen einen Fensterbauer kennen gelernt, der expandierte und heute 40 Mitarbeiter beschäftigt. Er spezialisiert sich auf Fenster für Schlösser und andere historische Bauten und hat heute selbst in Sachsen Auftraggeber.

Seit etwa drei Jahren ist die Novellierung des Brandenburger Denkmalschutzgesetzes angekündigt. Wann wird es endgültig verabschiedet?

Der Entwurf liegt seit Januar vorigen Jahres fix und fertig vor. Aber wir haben vernünftigerweise das Kabinett gebeten, vor der Verabschiedung mit allen Hauptbetroffenen zu diskutieren, also mit Städte- und Gemeindebund, Landkreistag, Abgeordneten, Landesdenkmalbeirat usw. Deren Anregungen haben wir noch aufnehmen können. Laut Landesverfassungsgericht Brandenburg hat nun eine qualifizierte Prüfung zu erfolgen, ob mit der Gesetzesänderungen Mehrkosten für die Kommunen entstehen. Da Nachfragen in allen Landkreisen keine eindeutige Antwort brachten, ist ein unabhängiges Gutachten in Auftrag gegeben worden. Das verzögert die Sache um weitere drei Monate.

Was darf man denn vom ressortübergreifenden Denkmalfonds erwarten, der seit längerem im Gespräch ist?

Wir wollen ein Gesetz, in dem ein solcher Fonds ausgewiesen wird. Zur-

zeit hat unser Ministerium keinerlei Möglichkeit für eine Zuwendung an Private, wenn ihnen der Erhalt des Denkmals im Grunde nicht zuzumuten ist.

Eine große Verantwortung haben die Landtagsfraktionen, die sich inzwischen zu einem solchen Fonds bekannt haben, und es gibt einen entsprechenden Landtagsbeschluss. Damit haben wir allerdings noch keinen einzigen Euro. Schon deshalb wäre es angesichts der jetzigen Haushaltssituation besser gewesen, das Gesetz wäre im vorigen Jahr verabschiedet worden ...

Das heißt, es steht noch gar nicht fest, wer wie viel einzahlen wird?

Überlegungen gibt es bereits, wie der Fonds auszustatten ist. Aber man sollte keine Riesenerwartungen haben.

Wer wird diesen Fonds verwalten?

Da sind wir gern bereit, diejenigen, die das Geld geben, mit zu beteiligen. Zum Beispiel in einem Gremium unter Leitung der Fachbehörde, die letztlich die Entscheidung trifft.

Dieser Fonds soll in erster Linie den unzumutbaren Erhaltungsaufwand abfangen. Denn es gibt auch eine rechtliche Verpflichtung: Wenn einem Eigentümer bestimmte Verpflichtungen zur Sanierung und Erhaltung auferlegt werden und er das mit seinem Vermögen oder dem Einkommen aus dem Denkmal nicht decken kann, dann muss der Staat Mittel zuschießen. In der Gesetzesnovelle wurden solche Fälle der Unzumutbarkeit genau definiert.

Das neue Denkmalschutzgesetz wird also investorenfreundlicher sein?

Es wird auf jeden Fall kürzere Fristen bei den unteren Behörden und auch bei der Fachbehörde garantieren. Die Verfahren werden wesentlich vereinfacht – eine größere Sicherheit für diejenigen, die eine Immobilie erwirbt, ob und mit welchen denkmalpflegerischen Auflagen zu rechnen ist.

Interessant ist übrigens eine Untersuchung durch die Landesregierung von Sachsen gemeinsam mit Investoren, welche Varianten kostenintensiver sind: Abriss eines alten Gebäudes und völliger Neubau oder Umnutzung einer historischen Anlage mit den Zwängen, die sich aus dem Denkmalschutz ergeben. Eingerechnet die Steuervergünstigungen und Fördermöglichkeiten kam die letztere Variante – bis auf einen einzigen Fall – preisgünstiger.

»Investorenfreundlich« könnte aber auch heißen, dass man – um Investoren zu gewinnen – bereit ist, gewisse

Belange des Denkmalschutzes unberücksichtigt zu lassen.

Nein, der Schutz von Denkmalen ist Gesetz. Denkmalschutz aber verlangt auch Augenmaß. Ein Denkmal hat die größten Chancen, erhalten zu werden, wenn es eine Nutzungsmöglichkeit findet. Oft müssen, um dieser Nutzung willen, auch Abstriche bei denkmalpflegerischen Belangen gemacht werden. Aber auf keinen Fall darf etwas leichtfertig aufgegeben werden.

Bei der Rettung und Restaurierung alter Dorfkirchen bemühen wir uns immer auch um Nutzungskonzepte. Das ist schwierig in Dörfern mit 50 oder 100 Einwohnern, wo auch keine Kirchengemeinde mehr ein eigenes Gotteshaus braucht. Es gibt Beispiele, dass die Kirchengemeinde selbst den Abriss beantragte.

Die Kirche als der größte Denkmaleigentümer im Land Brandenburg kann nicht einfach aus ihrer Verantwortung entlassen werden. Wir erwarten, dass sie sich um ihre Gebäude müht auch – wo es möglich ist – gemeinsam mit privaten Initiativgruppen. Gerade angesichts der hohen Leistungen, die das Land hier aufbringt, ist eben die Erwartungshaltung an die Kirche eine besondere, vielleicht noch eine höhere als an andere Denkmalebesitzer.

Über das Förderprogramm »Dach und Fach« können wir hier und da steuernd eingreifen. Aber wir haben ja auch noch andere Möglichkeiten gerade im Blick auf die Kirchen. Die Veranstaltungsreihe »Kulturland Brandenburg« wird 2005 der Christianisierung Brandenburgs gewidmet sein. Ein Großteil unserer allerdings beschränkten Mittel wird in Objekte fließen, die mit der Christianisierung zu tun haben. Wenn das Land das an so herausragender Stelle sieht, dann wird auch erwartet, dass beide Partner – also auch die Kirche – an einem Strang ziehen. Von einzelnen kirchlichen Gruppen wissen wir, dass sie sich einbringen wollen.

Sie sprachen bereits das ehrenamtliche Engagement an. Gerade im ländlichen Bereich wären ohne dieses bürgerschaftliche Wirken viele Instandsetzungen nicht möglich gewesen. Sehen Sie die Gefahr, dass man sich von Amts wegen – und damit sind alle Instanzen gemeint – zu sehr auf die Ehrenamtlichen verlässt?

Nein, das nicht. Ehrenamtliches Engagement ist auch ein Stück Kultur in der freiheitlichen Gesellschaft. Man soll das einkalkulieren als eine Säule, ohne die es nicht funktioniert. Aber das ist



Die Dorfkirche von Fretzdorf (Landkreis Ostprignitz-Ruppin)

keine Entlastung oder ein Zurückziehen aus der eigenen Verantwortung. Kultur muss von unten wachsen, Kultur kann man nicht verordnen. Aber wir müssen die Rahmenbedingungen dafür schaffen. Gerade bei der Erhaltung unserer Denkmale kommt es oft darauf an, dass einer das Bewusstsein dafür zu wecken hilft, so wie es Ihr Verein schon vielfach getan hat. Dass versucht wird, Geldquellen zu finden und Sympathisanten. Diesen Prozess kann man nicht vom Land aus steuern. Wir haben keine Zentralregierung, wo von oben Prioritäten gesetzt werden. Solch Engagement muss von unten wachsen. Wir wollen es fördern und anerkennen – wie eben auch mit dem Denkmalpflegepreis 2002 an den Förderkreis Alte Kirchen.

Es ist also nicht so, dass Zuschüsse zurückgehalten werden, weil ja schon ein Verein für einiges Geld gesorgt hat ...

Im Gegenteil, wir geben eher etwas, wenn auch von der anderen Seite etwas kommt. Und es ist beeindruckend zu verfolgen, wie sich diese Mittel im Zuge der Aktivitäten vervielfachen, auch wie im Bemühen um eine Kirche oder ein Denkmal Dorfgemeinschaften zusam-

menwachsen, die das ganze Leben im Ort aktivieren. Diese fröhliche Gemeinschaft erlebte ich zum Beispiel in Gandenitz, wo ich bei der Übergabe von Fördermitteln zur Instandsetzung der Kirche eine »Wanka-Linde« pflanzen durfte.

Werden den Ehrenamtlichen künftig auch Möglichkeiten eingeräumt, im Bereich Denkmalpflege an Entscheidungen mitzuwirken, etwa über den Denkmalbeirat?

Etwa in diese Richtung gehen Veränderungen, die wir mit der Novelle anstreben. Der Landesdenkmalbeirat ist eigentlich ein Konsensgremium verschiedener Lobbyisten: Städtetag, Städtebund, Landkreistag, Fachleute, Abgeordnete. Wir wollen aber als Berater ein Fachgremium, das nicht durch Lobbyismus eingeschränkt ist und in erster Linie danach entscheidet, was für den eigenen Bereich relevant wird. Wir wollen neben den Fachleuten auch Berater, die nicht hochkarätige Denkmalschützer mit ihrer wiederum ganz bestimmten Sicht sind.

Außerdem gibt es noch Beiräte auf kommunaler Ebene, und die Kommu-

nen fordern, wie schon in der Presse veröffentlicht, die Abschaffung dieser Beiräte – aus Kostengründen. Ich glaube allerdings nicht, dass diese Kosten das Entscheidende sind.

Der Förderkreis Alte Kirchen setzt sich, zusammen mit anderen überregionalen Vereinen, für eine Senkung des Mehrwertsteuersatzes auf Arbeiten im denkmalpflegerischen Bereich ein. Nun scheint es gerade jetzt fast vermessenen, Steuersenkungen zu fordern.

Im Augenblick kann man wahrscheinlich niemanden dafür begeistern. Zurzeit wird die Diskussion nicht einmal von den Kirchen, die ja daran interessiert waren, wiederbelebt. Es wäre zu hoffen, dass diese Ermäßigung dann tatsächlich über die Handwerksbetriebe weitergegeben würde, um wirklich einen Effekt zu haben. Zurzeit ist das wohl kaum politisch durchsetzbar. Es gab unterschiedliche Ländermeinungen. Wir waren dafür, aber das hat nichts genutzt.

Aber dass Sie dafür sind, dürfen wir sagen?

... Ja.

Bernd Janowski

Wie viele Kirchen braucht das Land?

Probleme und Projekte in der Uckermark

*Bernd Janowski, Fotograf, ist
Geschäftsführer des Förderkreises
Alte Kirchen Berlin-Brandenburg e.V.*

Das Dorf Rosow befindet sich im äußersten nordöstlichen Zipfel des Landes Brandenburg. Die nächste größere Stadt ist Stettin. Nur einige hundert Meter hinter dem Ortsausgangsschild liegt der Grenzübergang Pommellen, an dem sich häufig Staus bilden. Nach Rosow selbst verirrt sich selten ein Fremder.

In den letzten Kriegstagen des Jahres 1945 brannte die mittelalterliche Feldsteinkirche völlig aus. Zu Beginn der fünfziger Jahre wurde das Kirchenschiff mit den damals zur Verfügung stehenden Mitteln wiederhergestellt. Die Gemeinde leistete sich sogar eine neue Orgel, die jedoch auf Grund eindringender Feuchtigkeit bald schon nicht mehr gespielt werden konnte. Der Turm, dessen barocker Fachwerkaufsatz ebenfalls zerstört wurde, ist immer noch Ruine. Die Gottesdienste der nur



Dorfkirche Rosow, Turmstumpf

knapp 40 Mitglieder zählenden Kirchengemeinde finden im benachbarten Pfarrhaus statt; der eigentliche Kirchenraum wurde seit Jahrzehnten nicht mehr genutzt.

Ähnlich wie in Rosow sieht es in zahlreichen uckermärkischen Dörfern aus. Die landschaftlich reizvolle Uckermark war als Grenzregion zwischen Pommern, Mecklenburg und Brandenburg im Mittelalter lange Zeit hart umkämpft. Etwa 60 Prozent der zu Zeiten des mittelalterlichen Landesausbaus gegründeten Dörfer fielen bereits innerhalb zweier Jahrhunderte wieder wüst. Der heutige Landkreis ist der flächenmäßig größte der Bundesrepublik. Mit 3.058,45 Quadratkilometern ist er größer als das Bundesland Saarland, zählt allerdings nur knapp 150.000 Einwohner. Die vier größeren Städte Prenzlau, Templin, Angermünde und Schwedt als »Ballungsräume« zu bezeichnen, ist schon fast vermessen. Im Januar 2003 hatte die Uckermark es an die Spitze der deutschen Arbeitslosen-Statistik »geschafft«, im Arbeitsamtsbezirk Prenzlau waren 29,1 Prozent der Bevölkerung ohne Beschäftigung. Die Jugend wandert im großen Maßstab ab, da es keine Ausbildungsplätze gibt.

Mit ihren Gutsanlagen, bescheide-

nen Bauernhäusern und Fachwerkkaten besitzen die Dörfer hier oft noch ein traditionelles Antlitz. Dazu gehört fast immer eine Kirche. Es scheint, als hätten zu Zeiten der Ostkolonisation die verschiedenen Bistümer und Landesherren hier Kirchen »um die Wette« errichtet: Mächtige Granitquaderbauten, wie es sie in dieser großen Zahl in keinem anderen Teil der Mark Brandenburg gibt. Dazu kommen in späterer Zeit entstandene Fachwerkkirchen und historisierende Bauten des 19. Jahrhunderts. Sie alle stehen heute in der Mitte von Dörfern, die klein und wirtschaftlich schwach sind und deren Bevölkerung häufig überaltert ist. In den sonntäglichen Gottesdiensten sitzen oft nur noch drei oder fünf alte Frauen. Da ist es für die Gemeinden allein fast unmöglich, für den baulichen Unterhalt der Gotteshäuser oder gar für die Restaurierung wertvollen Inventars aufzukommen. Die Gemeindepfarrer in dieser Gegend haben bis zu fünfzehn – oft weit auseinander liegende – Dörfer zu betreuen. Für vakante Pfarrstellen fehlen die Bewerber, wahrscheinlich will sich kein lang studierter Theologe hier aufreiben lassen.

Auf der Denkmalliste des Landkreises stehen derzeit etwa 220 sakrale



Taufengel in der Dorfkirche Wartin.

Bauten. Viele davon weisen gravierende Bauschäden auf. Noch immer gibt es ungesicherte Ruinen der Kriegs- und Nachkriegszeit. Einige Dorfkirchen werden in absehbarer Zeit zu Ruinen werden, da sie seit Jahrzehnten ungenutzt und leer stehen.

Gibt es angesichts der oben skizzierten Probleme nicht Wichtigeres, als sich um einige alte Kirchengebäude Sorgen zu machen?

Es finden sich immer mehr Menschen, denen die Bewahrung einer in Jahrhunderten gewachsenen Kulturlandschaft wichtig ist. Etwa dreißig Fördervereine gibt es allein im Landkreis Uckermark, die sich dafür einsetzen, »ihre« Kirche im Dorf zu lassen. Einige haben bereits stolze Erfolge vorzuweisen: In Gollmitz z. B. konnte man es sich sogar leisten, nach der Dachsanierung und der Beseitigung der gravierenden Bauschäden am Kirchenschiff moderne Kunst in den Kirchenraum zu bringen, der zu Beginn der siebziger Jahre seine üppige barocke Ausstattung verlor. Drei abstrakte farbige Chorfenster des aus der Region stammenden Glaskünstlers Werner Kothé regen die Besucher von Gottesdiensten und regelmäßig stattfindenden Konzerten seitdem zu den unterschiedlichsten Interpretationsversuchen an. Das nächste Ziel ist in Gollmitz die Reparatur des nördlich an das Kirchenschiff anschließenden Erbbegräbnisses, das aus einem mittelalterlichen Sakristeianbau hervorging.



Echter Hausschwamm an der Empore der Dorfkirche in Blindow. |

Anderswo beginnt man gerade erst mit der Arbeit. So eine Vereinsgründung bringt allerhand bürokratischen Aufwand mit sich: Erarbeiten der Satzung, Notar, Amtsgericht, Finanzamt, Instandsetzungs- und Nutzungskonzept, Klinkenputzen bei Ämtern und Behörden ...

Im günstigsten Falle arbeiten unter dem Dach eines Vereins Kirchengemeinde, Kommune und engagierte Bür-

ger zusammen. Oberflächlich betrachtet lassen sich die Kirchen-Fördervereine in zwei Gruppen einteilen. Da sind erstens die Initiativen, die aus den Gemeinden kommen und ihre Kirche aus einem eher traditionellen Verständnis heraus als Gotteshaus erhalten wollen, dabei durchaus für behutsame Nutzungserweiterungen offen sind. Und da sind zweitens Vereine, die den Kirchenraum für – oftmals recht anspruchsvolle – kulturelle Zwecke nutzen wollen, für Konzerte, Ausstellungen, Theateraufführungen. Letztere Aktivitäten werden oft von neu zugezogenen »Berlinern« initiiert, die der Institution Kirche nicht unbedingt nahe stehen und mit ihren Vorstellungen bei den Gemeindegliedern manchmal auf anfängliche Skepsis treffen. Der günstigste Fall ist dort erreicht, wo beide Motivationen zusammenfinden, wo sich Alteingesessene und »Neu-Dörfler«, Gemeindeglieder und Nicht-Christen zusammen für ihr Kirchengebäude einsetzen und gemeinsam Konzepte für eine angemessene Nutzung entwickeln.

Es ist auch dem breiten bürgerschaftlichen Engagement in vielen Dörfern zu danken, dass trotz knapper werdender finanzieller Zuschüsse der öffentlichen Hand weiterhin Kirchengebäude (und andere Denkmale) erhalten, instand gesetzt und genutzt werden. Um die Anfangsschwierigkeiten dieser Initiativen etwas aufzufangen, schrieb der Förderkreis Alte Kirchen Berlin-Brandenburg, unterstützt von der Robert Bosch Stiftung, 2002 erst-



Reparaturbedürftige Wagner-Orgel in Felchow |



Malerei am Gestühl der Dorfkirche an Kunow.

malig ein »Startkapital für Kirchen-Fördervereine« aus. Bis zu zehn neu gegründete Initiativen, die sich in ihrer

Satzung den Erhalt ihres Kirchengebäudes als Ziel gesetzt haben, können eine Beihilfe von jeweils 2.500 Euro erhalten. Im vergangenen Jahr gingen 43 Bewerbungen aus Berlin und Brandenburg ein. Zu den Preisträgern gehörten auch zwei uckermärkische Vereine: der Förderverein Dorfkirche Küstrinchen (siehe S. 41) und der Freundeskreis Kirchenhus Fergitz.

Warum in dem heute 63 Einwohner zählenden Dorf Fergitz im 14. oder 15. Jahrhundert eine Backsteinkirche entstand – gebrannte Ziegel waren erheblich teurer als die überall herumliegenden Feldsteine – wird wohl ein Rätsel bleiben. Jedenfalls ist der in dieser Region seltene Bau in dem wunderschön am Uckersee gelegenen Dorf heute stark baufällig. Etliche Arbeits-einsätze am Kirchengebäude und im Umfeld hat der Verein inzwischen organisiert, Dorffeste und Weihnachtsbasare ausgerichtet.

Die zuständige Amtsgemeinde konnte überzeugt werden, die für den Bau einer modernen Leichenhalle vorgesehe-

nen Finanzmittel für den Kirchenbau zur Verfügung zu stellen.

In Zeiten steten Wandels wächst die Sehnsucht nach Beständigem, nach Orten der Identifikation. Der lange verpönte Begriff »Heimat« erhält eine neue Bedeutung, und ein frisch gedecktes Kirchendach oder eine nach Jahrzehnten des Schweigens wieder erklingende Orgel zeigen, dass die Hoffnung in einer Region, die wirtschaftlich nur noch wenig zu bieten hat, noch nicht ganz gestorben ist. Nicht zuletzt schaffen denkmalpflegerische Maßnahmen Arbeitsplätze im lokalen Handwerk.

Auch im laufenden Jahr wird der Förderkreis Alte Kirchen an ausgewählte Initiativen wieder ein »Startkapital« vergeben. Zu den Bewerbern gehört auch Rosow. In dem kleinen Ort kurz vor der polnischen Grenze wurde auf Initiative des Gemeindepfarrers und des ehrenamtlichen Bürgermeisters ein »Förderverein Gedächtniskirche Rosow« ins Leben gerufen. Das vom Krieg gezeichnete Gotteshaus soll zu einer deutsch-polnischen Gedenkstätte für Flucht, Vertreibung und Neuanfang werden. Angesichts des polnischen EU-Beitritts sollen Nachkriegsschicksale beiderseits der heutigen Grenzlinie dokumentiert werden, Kultur- und Diskussionsveranstaltungen stattfinden und Menschen sich näher kommen, die sich trotz räumlicher Nähe noch immer ziemlich fremd sind. – Gibt es dafür einen besseren Ort als ein Kirchengebäude?



Rosow. Ausstellung im Kirchenschiff.

Hilfe für die gefährdete Dorfkirche von Malchow



Die Eule war sichtlich irritiert. Aufgeregt hatte sie ihren ruhigen Wohnsitz im Orgelgehäuse verlassen, flatterte nun wild zwischen den Resten des Patronatsgestühls, machte kurze Rast auf dem Kanzeldeckel, um sich dann eilends durch ein zerbrochenes Fenster ins Freie zu retten. Seit langer Zeit war sie wohl das einzige Lebewesen, das sich des öfteren in der alten Dorfkirche von Malchow sehen ließ. Nun war sie von ihrem sicher geglaubten Ruhesitz aufgeschreckt worden – durch den Vorstand des Förderkreises Alte Kirchen, der hierher gekommen war, um mit Fachleuten über eine Notsicherung des desolaten Gotteshauses zu beraten.

Vor dem Bau der Nordautobahn war die B 109 eine stark befahrene Straße in Richtung Ostsee. Etwa auf halbem Weg zwischen Prenzlau und Pasewalk liegt das Dorf Malchow. Auf der linken Seite ragt der verbretterte Turmaufsatz des Kirchengebäudes aus den Bäumen;

das Kirchenschiff verschwindet fast hinter Sträuchern und Büschen.

An den sorgfältig behauenen Feldsteinen und dem abgeschrägten Sockel lässt sich ablesen, dass der Bau aus der zweiten Hälfte des 13. Jahrhunderts stammt – aus der Zeit, in der die Uckermark von deutschen Siedlern »kolonisiert« worden war. So alt ist auch das gestufte Westportal, dessen mit Bandeisen und Vorhängeschloss gesicherter Eingangstür man ansieht, dass sie nur noch sehr selten geöffnet wird.

Das Innere des Kirchengebäudes bietet einen traurigen Anblick: Die glatt geputzte Schilfrohrdecke ist nicht mehr zu halten; die vom Beginn des 18. Jahrhunderts stammende, mit gewundenen Säulchen und reichem Akanthusschnittwerk verzierte Ausstattung wurde zum Teil schon vor langer Zeit mutwillig zerstört. Der Zustand des Dachtragwerkes lässt sich bislang nur erahnen, denn der Dachstuhl ist nicht mehr zu betreten.

Als Gotteshaus für die winzige Kirchengemeinde wird die Malchower Dorfkirche eigentlich nicht mehr gebraucht. Die nächste Kirche – in Göritz – steht nur einen Kilometer entfernt. Hier finden noch regelmäßig Gottesdienste statt und auch hier hat die Gemeinde reichlich zu tun, das vom Schwamm befallene Gotteshaus zu sanieren.

Schlechte Karten also für Malchow? Eine aufwändige Sanierung ist nur zu rechtfertigen, wenn es Vorstellungen über eine zukünftige Nutzung der denkmalgeschützten Kirche gibt. Dringend notwendig ist jedoch eine baldige Notsicherung.

Noch in diesem Jahr soll das Inventar ausgelagert werden, um es vor weiterem Verfall zu schützen und die Möglichkeit einer späteren Aufarbeitung offenzuhalten. Die Dachkonstruktion wird abgesteift und so vor dem Einsturz gesichert. Anschließend muss die Statik des Gebäudes untersucht und ein Holzschutzgutachten erstellt werden.

Vielleicht ist es in absehbarer Zeit möglich, ein saniertes Malchower Gotteshaus als Wegkirche an der Bundesstraße Richtung Norden den vorbeihastenden Urlaubern als Ort der Besinnung und Rast zu öffnen. Zum jetzigen Zeitpunkt geht es um die Sicherung wertvoller historischer Substanz, die unwiederbringlich verloren zu gehen droht. Dazu bitten wir Sie dringend um Ihre Unterstützung!

Spendenkonto:

Förderkreis Alte Kirchen Berlin-Brandenburg e.V.

Kto.-Nr. 5199 767 005

BLZ 100 900 00

bei der Berliner Volksbank

Kennwort: Malchow

Für Spendenbescheinigungen bitte Name und Anschrift angeben.

Johannes Penzel

Ein Kleinod der Neogotik

Über die Wiederherstellung der Schlosskirche in Kröchlendorff

Johannes Penzel ist als freischaffender Architekt planend und bauleitend in der Denkmalpflege tätig.



Die 1868 nach Plänen von Hofbaurath Ferdinand von Arnim fertig gestellte Schlosskirche in Kröchlendorff war bereits im Jahr 1968 offiziell entwidmet worden und bot 1993 den Anblick einer romantischen Ruine mit unzähligen wunderschönen Details.

Dieser hoffnungslose Fall bekam eine neue Chance durch ein gemeinsames Nutzungskonzept mit dem ehemaligen Schloss, das durch den europäischen Verein »Outward Bound« übernommen und saniert werden sollte. Für beide Gebäude war neben der Bewahrung der erhaltenen Details anfangs eine vereinfachende Ergänzung vorgesehen. Für die Kirche allerdings wurde dies vor allem aus der Sicht des Denkmalschutzes verworfen und ein eigener Weg gesucht.

Die Kirchengemeinde – auch nach der Wende Besitzer der Kirche – trat ihre Eigentumsrechte für die Dauer von 30 Jahren an die Kommune ab, und so wurde letztere nun Bauherr. Die Kirche sollte zu einem kulturellen Zentrum werden, das durch die Kirchengemeinde wie durch Outward Bound mitgenutzt werden könnte. Die Wiederherstellung ließ sich angesichts fehlender Mittel nur realisieren, wenn von verschiedenen Seiten eine Förderung zustande kam. So beteiligten sich schließlich Bund, Land und Kreis im Rahmen der Denkmalförderung und des Programms »Dach und Fach«, das Landwirtschaftsministerium im Rahmen der Dorferneuerung sowie das Ministerium für Arbeit und Gesundheit mit einer ABM-Förderung, womit sich die Verpflichtung er-

gab, möglichst viele ABM-Kräfte zu integrieren. Dies erschien zunächst fragwürdig, da man angesichts der hohen handwerklichen Anforderungen eher einen Bedarf an gestandenen Fachkräften sah.

Die Kröchlendorffer Kirche ist einerseits wegen ihrer raffinierten Grundstruktur, andererseits durch die Verwendung neuer Materialien von herausragender baugeschichtlicher Bedeutung. Etliche dieser Merkmale konnten erst im Laufe der Instandsetzungsarbeiten erkannt und bewertet werden. Andernfalls wäre die Entscheidung für die Wiederherstellung des Bauwerkes sicher vielen Beteiligten noch leichter gefallen. Die innere Raumstruktur der Kirche folgt der einer dreischiffigen gotischen Basilika mit hohem Mittel-

schiff, niedrigen Seitenschiffen, einem Querhaus sowie einem mit polygonaler Apsis abgeschlossenen Chor. Auf der Eingangsseite befindet sich ein Vorraum, rechts liegt der Zugang zur Krypta und links geht es die Wendeltreppe hinauf zur Orgelempore und zum Glockenturm.

Die geräumige, lichtdurchflutet Krypta nimmt fast die gesamte Fläche des darüberliegenden Kirchenraums ein.

Während die Kirche im Grundriss und im inneren Längsaufschnitt das Schema der Kathedrale konsequent nachvollzieht, ist der Querschnitt abgewandelt, indem die Obergadenfenster über den Seitenschiffen ihr Licht nicht, wie üblich, direkt von außen, sondern indirekt über Lichtschächte von kleinen Gaupen in den Dachflächen erhalten.

Neu und die Kröchlendorfer Kirche geradezu als Experimentaltbau kennzeichnend ist die vielseitige Anwendung von Zement. Bemerkenswert ist auch die Dachdeckung aus englischem Schiefer mit vielen manuell hergestellten Schieferprofilen und weiteren außergewöhnlichen Details. Die Eisenverzierungen der Firstbekrönung waren bis auf die Streben nicht geschmiedet,

sondern in kunstvoller Schlosserarbeit zusammengefügt.

Eine Besonderheit der Kirche stellt die Verwendung von so genannten »Mettlacher Platten« für die Fußböden dar, einem vielfarbigen Steinzeugfliesenbelag der Fa. Villeroy & Boch, der zur damaligen Zeit noch einmalig und ohne Konkurrenz war.

Als vollständige Verluste an Ausstattungselementen sind die Kanzel aus Gipsstuck, die Orgel des Berliner Orgelbauers Buchholz, die farbigen Glasmalereien der Fenster, Altar, Altarkreuz und Fußbodenplatten aus Marmor und die aus Holz geschnitzte Maßwerkwand zur Sakristei zu beklagen. Die Kirchenbänke, der Taufstein, die Patronatsstühle sowie die beiden Altarleuchter haben sich in kirchlichem oder privatem Besitz erhalten.

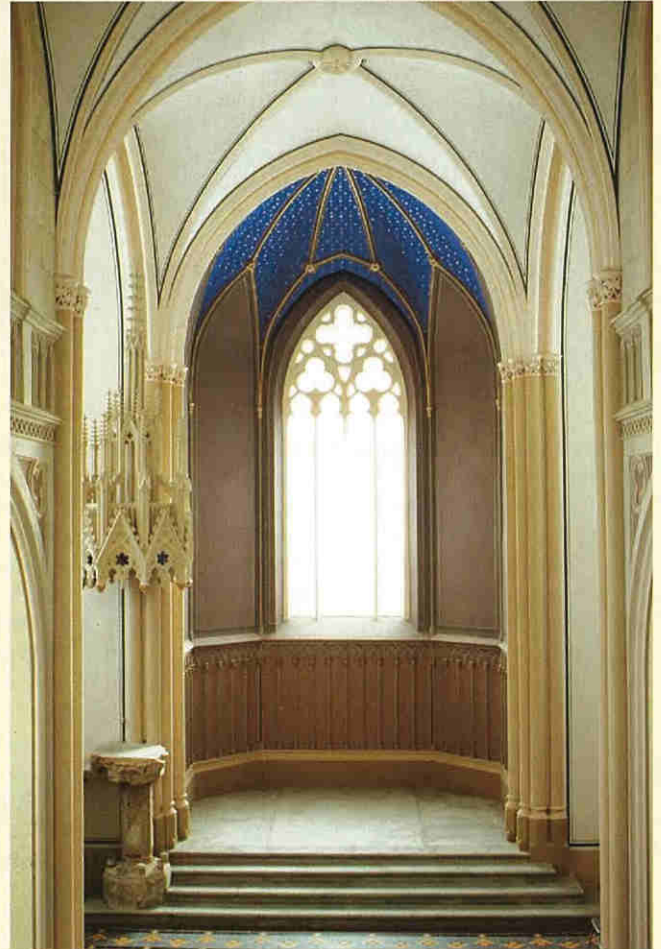
In einer ersten, kleinen ABM erfasste man 1994 den Bestand an Fliesen, sortierte Bruchstücke des Innenstucks und bewahrte sie geordnet auf.

Nach vielen Vorarbeiten begannen erste Bauleistungen im Rahmen einer Vergabe-ABM, insbesondere mit der Sicherung gefährdeter Mauerwerks- und Gewölbereiche. Vordringlich war das

Dach instand zu setzen. Die alte Schieferdeckung wurde geborgen, das Dach in Abschnitten komplett demontiert, die zerstörten Hölzer in identischer Form erneuert und zusammen mit den erhaltenen Originalhölzern wieder in originalgetreuem Abbund aufgerichtet. Für die Dachdeckung wurde das brauchbare alte Material wiederverwendet und nur die fehlenden Mengen durch neuen englischen Schiefer ergänzt.

Die trotz der vielen Schäden noch gut erkennbare, reich differenzierte farbige Gestaltung des Innenraumes der Kirche und der Krypta wurde ermittelt und dokumentiert, und alle Beteiligten waren sich einig, dass eine derartig aufwändige Farbgestaltung wenig Aussicht auf Wiederherstellung hat. So lag die Orientierung auf einer einfarbigen Ausmalung unter Beibehaltung einiger fensterartiger Teilflächen, die restauriert werden sollten. Ähnlich schlechte Aussichten bestanden hinsichtlich der Vervollständigung des stark beschädigten Innenstucks.

Angesichts der Vorgabe, eine große Zahl von ABM-Kräften unter der Anleitung nur weniger Fachkräfte einzusetzen



Blick in den Altarraum 1993 ...

... und 2003 |



Rekonstruierter Fliesenfußboden

zen, war es notwendig, vordergründig zwischen einfachen, sehr arbeitsintensiven Arbeiten und Spezialleistungen zu unterscheiden. Letztere betrafen vor allem Stuck-, Zimmerer-, Dachdecker- und Klempnerarbeiten, Schlosser-, Tischler-, Verglasungsarbeiten, die Herstellung neuer Stahlfenster, Elektro- und Sanitärinstallationen.

Da für die Krypta der Instandsetzungsaufwand relativ gering erschien, wurde dort mit den Arbeiten begonnen. Zerstörte Ornamentfliesen wurden durch einfarbige ergänzt, Putz, Stuck und die unbrauchbar gewordenen Eisenfenster wurden erneuert.

Im Kirchenraum fehlten alle Dielenbeläge, die Fliesenfußböden waren stark zerstört. Im Laufe der Zeit entstand eine Lösung, die nur mit dem vorhandenen ABM-Potenzial realisierbar war: die Ergänzung aller fehlenden Fußbodenflächen in Steinzeugfliesen, und zwar im Originalfugenraster 168 x 168 mm. Dazu musste jede neue Fliese auf mindestens drei Seiten zugeschnitten werden. Die alten nachgewiesenen Gliederungen wurden in vereinfachter Form, aber in ursprünglicher Struktur und Farbigkeit durch ein Mosaik aus Streifen und Ecken nachvollzogen.

Von 1994 bis 2002 arbeiteten durchschnittlich 8 bis 12 ABM-Kräfte. Immer wieder gab es darunter solche Persönlichkeiten, die weit über ihre bisherigen Fähigkeiten hinauswuchsen

und das Geschehen auf der Baustelle sehr positiv beeinflussten.

Ungewöhnlich für ABM-Leistungen waren die Anforderungen bei Reparaturen am Innen- und Außenstuck. Beim Außenstuck wurde aus finanziellen Gründen nur wenig ergänzt, so die architektonisch wichtigen Balustraden auf Haupteingang und Kryptaeingang. Der geschlossene Gesamteindruck des Bauwerkes sollte dabei nicht beeinträchtigt werden. Beim Innenstuck ergab sich jedoch im Laufe der Zeit, dass hier eine weitgehende Wiederherstellung angestrebt werden könnte und auch sollte.

Besonders hervorzuheben ist der ABM-Einsatz beim Herstellen der Steinzeugfußböden und bei der Wiederherstellung der ursprünglichen, reichen Ausmalung der Kirche. Neben einer breiten Palette fein abgestufter Farbtöne finden wir eine Lasurmalerie, die Naturstein imitieren sollte. Apsis und Kanzelbaldachin wurden mit ultramarinblauem Himmel und goldenen Sternen versehen ...

Von den verschiedenen ehemaligen Einbauten ist heute nur noch die Brüstung der Empore weitgehend erhalten.

Die Kanzel auf der linken Seite vor der Apsis steht als nicht begehbare Torso im Blickfeld. Der kunstvolle Baldachin stellte einst die Krone des Raumes dar. In Verbindung mit den hunderten am Anfang der Arbeiten ge-

borgenen Bruchstücken und deren nach und nach erfolgter Zuordnung war es möglich, den Baldachin wiederherzustellen. Das Ergebnis zeigt die Einmaligkeit des Entwurfes und lässt erahnen, welch prächtigen Gesamteindruck die komplette Kanzel einst bot. Zum Schluss erhielt die Kirche eine moderne Bestuhlung und wurde mit zurückhaltender Beleuchtungstechnik ausgestattet.

Zu Beginn der Arbeiten war nicht zu erwarten, dass von Jahr zu Jahr immer wieder neue Mittel bereitstehen, sich alle Beteiligten aufs Neue engagieren würden und dass man auf diese Weise so viel von der ursprünglichen Schönheit dieses Baukunstwerkes zurückgewinnen könnte. Erst jetzt stellt sich für alle offensichtlich heraus, dass es sich bereits allein wegen der herausragenden Gestaltqualität der Kirche gelohnt hat, sie für die Nachwelt zu erhalten.

Die Bemühungen um eine künftige Nutzung müssen verstärkt werden, doch es stimmt hoffnungsvoll, dass mit zunehmender Wiederherstellung das Gebäude begann, immer mehr für sich selbst zu sprechen. Heute lädt die Kröchlendorfer Kirche nicht nur zu Konzerten und Ausstellungen, sondern auch zu Hochzeitsfeiern und Gottesdiensten ein, und es lohnt sich, sie auch einfach nur einmal anzuschauen.

Ernst Badstübner

Aus Rudimenten der Eiszeit

Romanische und frühgotische Feldsteinkirchen im Land Brandenburg

Prof. Dr. Ernst Badstübner ist Kunsthistoriker. Er war unter anderem Leiter der Abteilung Inventarisierung im Brandenburgischen Landesamt für Denkmalpflege und bis zu seiner Emeritierung Inhaber des Lehrstuhls für Kunstgeschichte an der Universität Greifswald.



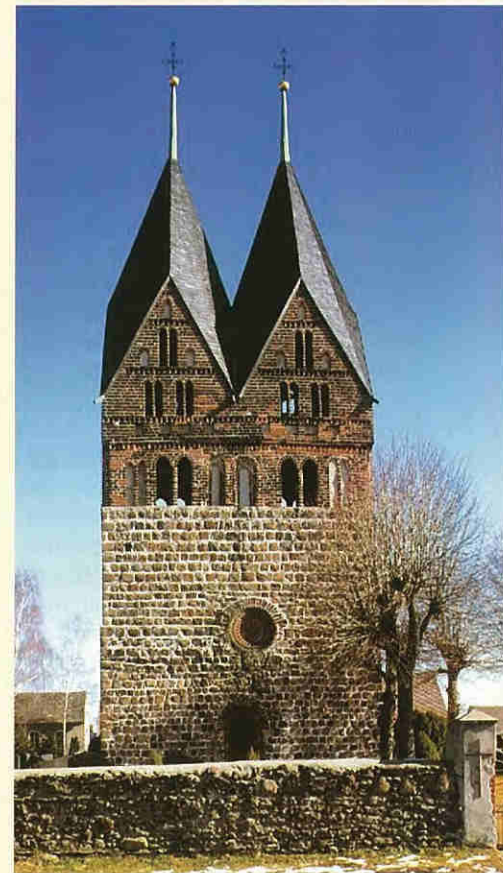
Marienkirche in Prenzlau, unterer Teil der Westwand

Das Land Brandenburg im norddeutschen Binnenland wird architekturgeschichtlich und kunstgeographisch gemeinhin, was seine mittelalterlichen Bauwerke angeht, zum nordeuropäischen Backsteingebiet gezählt. Die Kirchen, die Rathäuser, die Türme und Tore der Stadtmauern zeigen sich im leuchtenden Rot des gebrannten Ziegels. Tatsächlich hat sich der Backstein erst allmählich als Baumaterial durchgesetzt. Die seriell vorgefertigten Steine gleichen Formats kamen zunächst nur beim Bau von Kloster- und Domkirchen zur Anwendung. Nur Bauherren gehobenen Standes, die Bischöfe und die Markgrafen (als Vögte der Klöster) waren offenbar in der Lage, die fremde, wohl aus Italien (vielleicht durch das Mönchtum?) eingeführte Bauweise zu

ermöglichen. Auf ihrem Grund und Boden befanden sich die Tonlager und Lehmgruben, deren Erschließung für die Herstellung erforderlich war. Mit Backsteinen errichtete Stadt- und Landkirchen aus dem späten 12. und überwiegend auch aus dem 13. Jahrhundert sind nur in der Nähe solcher Produktionsstätten, in der Umgebung von frühen Großbauten, wie dem Kloster Jerichow, zu finden. Bis in die zweite Hälfte des 13. Jahrhunderts ist bei Backsteinkirchen auch in den Städten eine markgräfliche Protektion vorauszusetzen. Die Mehrzahl der Kirchen dieser Region aus dem 12. und 13. Jahrhundert ist aber mit Feldsteinen errichtet worden.

Der Begriff Feldstein ist wörtlich zu nehmen: Die Steine wurden vom Felde gelesen, und so spricht man von Feldsteinkirchen und definiert damit die Materialverschiedenheit gegenüber den Backsteinkirchen, die das Erscheinungsbild der Architekturlandschaft zu dominieren scheinen. Der hier gemeinte Feldstein muss allerdings noch näher bestimmt werden. Genau genommen sind es bearbeitete Findlinge aus dem eiszeitlichen Gletschergeschiebe, das sich im nördlichen Mittel- und Osteuropa abgelagert hatte. Die durch die Gletscherbewegung abgeschliffenen Findlinge waren unbearbeitet nur für die Fundamente oder als Füllmauerwerk zu verwenden. Für das Sichtmauerwerk mussten sie zugerichtet, durch Erhitzen und mit Keilen gespalten und durch Abschlagen der Rundungen in eine Quaderform gebracht werden. Nach außen erscheint der Stein nicht anders als ein Hausteinquader und das gesamte Mauerwerk vor allem bei den frühen Kirchen von bestechender Regelmäßigkeit. Zumindest empfindet der moderne Betrachter die freiliegenden Feldsteinmauern so, weil seine ästhetischen Wertvorstellungen, die neuzeitliche Materialgerechtigkeit und einfache Sachlichkeit, das archaisch

klare und zur Monumentalität neigende Erscheinungsbild schätzen. Vielleicht sind dieser Ästhetik die in jüngster Zeit zahlreicher erschienenen Publikationen über Feldsteinkirchen zu verdanken. Tatsächlich ist dieses Erscheinungsbild historisch falsch, ursprünglich war es von Putz und Farbe geprägt und das so bewunderte Granitquaderwerk nicht zu sehen. Restauratoren und Bauforscher haben nachweisen können, dass Fugenetze vorgeritzt und aufgemalt worden sind. Vor allem in Fenstergewänden sind gemalte Fugen und auch farbige Dekorationen zu belegen.



Lugau (Landkreis Elbe-Elster), Turmfront mit Zwillingshelm

Das genaue Alter von Feldsteinkirchen ist auf Grund des Fehlens von stilistisch bestimmaren Formen schwer zu ermitteln. Der runde oder spitze Bogen sind gerade im 13. Jahrhundert, der Hauptbauzeit für Feldsteinkirchen, keine sicheren Anhaltspunkte. Einzelformen, wie die charakteristischen spitzbogigen Portale mit den stufenförmig abgetreppten Gewänden, sind seit dem zweiten Viertel des 13. Jahrhunderts bis weit in die zweite Hälfte hinein anzutreffen und über einen längeren Zeitraum eher Leitformen in der Region. Die wechselnde Regelmäßigkeit der Steinsetzung ist ebenso wenig sicheres Datierungskriterium, auch nicht die steigende Verwendung von Ziegeln für gliedernde und schmückende Details als Hinweis auf jüngere Entstehung; ein reiner Feldsteinbau ist nicht notwendig der ältere. Ohne die Methoden der historischen Bauforschung, ohne naturwissenschaftliche Untersuchungen – Dendrochronologie, Thermolumineszenz, chemische Analysen von Mörtel und Putz, Fotogrammetrie, Röntgen- und Ultravioletttaufnahmen u.a.m. – werden genauere Altersbestimmungen nicht zu erreichen sein. Dabei ist das Mauerwerk nicht nur an der Oberfläche, sondern bis in den Kern von Interesse, und es gilt, Fundament, Fußboden, Decke und Dach einzeln auf die Entstehungszeit hin zu prüfen, um zusammen mit den geschichtlichen Daten und Stilformen, soweit vorhanden, zu einer Datierung des gesamten Bauwerks zu gelangen.

I.

Der Begriff der Feldsteinkirchen wird in der Regel mit dem der Dorfkirchen verbunden, weil der überwiegende Teil der erhaltenen auf dem Lande zu finden ist. Feldsteinbauten sind aber auch die Gründungsbauten der Kirchen in den jungen, im 13. Jahrhundert gegründeten Städten gewesen. Weitgehend erhalten haben sich die Feldsteinbasiliken auf dem Barnim in Altlandsberg und Strausberg. Auch die Stadtkirche in Angermünde besitzt noch heute die Feldsteinumfassungen eines großen Saales oder einer Halle aus der Mitte des 13. Jahrhunderts. Erst als die Städte in den Besitz von Ziegelproduktionsstätten kamen, überformten sie die älteren Teile mit Backstein oder ersetzten die keineswegs immer bescheidenen Feldsteinkirchen, die meist noch keine hundert Jahre als waren, durch backsteingotische Neubauten, eine städtische Baubewegung, die am Ende des 13. Jahrhunderts begann. An einigen Stadtkirchen kann man die

Verwendung von Feldsteinen bei Baubeginn feststellen, nicht nur für die Fundamente, für die sie aus bautechnologischen Gründen obligatorisch waren, sondern auch anfänglich für das aufgehende Mauerwerk. Der Übergang zum Backstein erfolgte erst im Bauverlauf, wie es besonders deutlich an der Marienkirche in Treuenbrietzen zu beobachten ist. In solchen Fällen wird allerdings häufig von den Bauhistorikern auch eine Wiederverwendung des Feldsteinmauerwerks beim gotischen Neubau angenommen, so an der Nordseite der Berliner Marienkirche.

Von den Stadtkirchen aus Feldstein ist ein Bauteil meist bewahrt worden, der Turm, in der Regel ein mächtiger querrrechteckiger Baublock mit nur von scharfenartigen Lichtschlitzen durchbrochenen Wänden von wehrhafter Erscheinung, aber mit einem meist spitzbogigen Portal in abgetrepptem Gewände. Obwohl diese kastenartigen Querbauten an die Westseite vor die Langschiffe der Kirchen gestellt sind,

gleichen sie eher einem befestigten Haus, das man turmartig nennen kann wie den Wohnturm einer Burg. Im Kolonisationsgebiet des 12. und 13. Jahrhunderts östlich der Elbe lassen sich die Reste solcher Türme an später mit Backstein um- oder neugebauten Stadtkirchen noch zahlreich finden. Über die Gründe solcher Bewahrung im Mittelalter ist nichts bekannt, man wird wohl von einer bedeutungstragenden Funktion des Bauteils ausgehen müssen. Erst im 19. Jahrhundert sind einige Türme ihrer Bauschäden wegen abgetragen und durch Backsteintürme ersetzt worden, so an der Marienkirche in Bernau oder an der Stadtkirche St. Moritz in Mittenwalde. Als Glockenträger waren diese Türme weniger geeignet, die Schwingungen führten zu charakteristischen Rissen in dem doch nur scheinbar so stabilen Mauerwerk, was schließlich doch zur Abtragung führte.

Die großartigste Turmfassade aus Feldstein- oder – wie auch vielfach gesagt wird – aus Granitquadern ist die

DIE KLASSISCHE DEUTSCHE ORGEL



SCHUKE

Orgelbau seit 1820

Alexander Schuke Potsdam Orgelbau GmbH Gutenbergstr. 76 D-14467 Potsdam
Tel + 49 331-240028 Fax + 49 331-293714 www.schuke.de

Anzeige



Reetz (Landkreis Potsdam-Mittelmark),
Westturm

der Hauptpfarrkirche von Prenzlau. Man kennt die Prenzlauer Marienkirche als hochgotischen Backsteinbau aus dem 14. Jahrhundert, eine dreischiffige Halle mit drei Polygonen an der Ostseite, über denen sich der legendäre Maßwerkgiebel nach dem Muster von Kathedraalfassaden mit einer mittleren Maßwerkrose erhebt. Niemand denkt bei ihrem Anblick an die Anfänge als Feldsteinkirche. Aber der Unterbau der beiden Westtürme besteht bis ins vierte Geschoss aus Granitquadern als Rest einer Doppelturmfassade schon am Vorgänger- oder Gründungsbau aus der Zeit nach der Stadtrechtverleihung 1234. Die Geschossteilung erfolgt durch horizontale Rücksprünge, die Vertikalgliederung durch breite Lisenenbänder, im dritten Geschoss der Türme zusätzlich mit schwach eingetieften spitzbogigen Blendfeldern. Als Öffnungen belichten die schartenähnlichen Schlitz die Treppen im Turminnern. Das tief abgetreppte Spitzbogenportal und ein Rundfenster darüber nehmen das Feld des Turmzwischenbaus ein, alles in allem eine für Feldsteinbauten ungewöhnlich reiche Gestaltung.

Die Stadt Prenzlau ist aus mehreren, schon vor der Rechtsverleihung

bestehenden Siedlungskernen zusammengewachsen. Jeder besaß eine eigene Kirche aus Feldstein, St. Jakobi, St. Nikolai, St. Sabinen; sie sind bis heute erhalten. Auch die Franziskanerkirche am Westrand der Stadt, unweit der hoch aufragenden Marienkirche, ist als eine der ältesten in Brandenburg gänzlich aus Feldsteinen errichtet worden. Nur die Fenstergewände und die Halbsäulenvorlagen für die fünf quadratischen Gewölbe im Inneren bestehen aus Ziegeln. Die Entstehung der Prenzlauer Franziskanerkirche könnte vor dem Übergang der nördlichen Uckermark aus pommerscher Hand an die Askanier um die Mitte des 13. Jahrhunderts gelegen haben. Erst um 1270 haben sich die Dominikaner in Prenzlau niedergelassen und ihr Kloster mit einer dreischiffigen Hallenkirche aus Backstein am Südrand der Stadt errichtet, mit deutlichen Anklängen an das markgräfliche Hauskloster in Chorin, was auf die Protektion der Landesherrschaft hinweist. Es war das Ende der Zeit des Bauens mit dem Feldstein in Prenzlau.

II.

Es ist eine Folge architekturgeschichtlicher Entwicklung, dass der Bestand an Feldsteinkirchen, statistisch gesehen an Zahl die Backsteinkirchen übertreffend, überwiegend aus Dorfkir-

chen besteht. Dabei fallen im Land Brandenburg regionale Konzentrationen auf. Besonders reich und mit einer großen Vielfalt an Bautypen, darunter auch einige Sonderformen (Chorturmkirche in Grunow), ist die Uckermark. Im Hohen Barnim sind es nicht nur die so genannten Klosterdörfer, einst im Besitz des Klosters Zinna, die über bemerkenswerte Feldsteinkirchen verfügen. Im Nordwesten, in der Prignitz, haben sie meist bescheideneren Zuschnitt, sind aber von den sonst häufigen neuzeitlichen Überformungen relativ frei geblieben, als Bauernkirchen und mit einer bisweilen überraschend abwechslungsreichen Ausstattung vielleicht mehr von volkskundlichem als von architektur- und kunstgeschichtlichem Interesse. Über den reichsten Bestand an Feldsteinkirchen dürfte der Fläming verfügen. Über die Grenzen des Landes Brandenburg hinaus bis an die Elbe sind sie anzutreffen. Als kunstgeschichtliche Terra incognita und nur Insidern näher bekannt muss man noch immer die Niederlausitz betrachten, was auch auf den dort keineswegs geringen Bestand an frühen Feldsteinkirchen zutrifft.

Besonders originell tritt die Dorfkirche von Lugau in der Nähe von Doberlug-Kirchhain entgegen, ein großer Saal mit eingezogenem Rechteckchor, beide breit gelagert unter relativ stei-



Raben (Landkreis Potsdam-Mittelmark)

len Satteldächern. Fast alle Fenster sind neuzeitlich erweitert, die aus der Bauzeit sind schmal und steil spitzbogig mit abgeschrägtem verputzten Gewände. Der für Dorfkirchen keineswegs obligatorische Westriegel steht mit den Schiffswänden nicht im Verband und ist bis in halbe Schiffsdachhöhe aus Granitquadern aufgeführt, durch horizontale Rücksprünge dreigeschossig gegliedert und an der Westseite zwischen zweitem und dritten Geschoss von einem Rundfenster in abgetreppter Backsteinleibung durchbrochen. Ein Westportal war bis 1905 nicht vorhanden. Über dem etwas höher als die anderen gerateten dritten Geschoss setzt ein Backsteinaufsatz an, mit stumpfspitzbogigen Schallöffnungen und durch Zahnschnitt mehrgeschossig gegliedert. Den Abschluss bilden zwei Helmspitzen mit Rhombendächern über Dreiecksgiebeln.

Ansonsten gilt für die Dorfkirchen der Niederlausitz wie auch des Fläming die generell festgestellte Typologie. Es gibt den einfachen Saal wie auch die »vollständige« Anlage mit der Ost-West-Staffelung von der Apsis über das Chorgioch und das Schiff bis zum Turm, so in Lüsse unweit westlich von Belzig, dazwischen die eben nicht vollständigen Anlagen, ohne Turm mit Schiff, abgesetztem Chor und Apsis oder das Schiff, der Saal, mit eingezogenem rechteckigen Chor ohne Apsis, mit oder ohne Turm. Die Apsiden sind halbkreisförmig, Polygone treten nur in seltensten Ausnahmefällen auf; wenn, dann liegt zusätzlich der Verdacht einer historischen Ergänzung nahe. Der rechteckige Chor mit gerader Ostwand ist die gotische Form im Feldsteinbau! Westtürme sind, wie schon erwähnt, keine Bedingung. Gleichzeitig mit dem übrigen Bau errichtete Türme haben meist die Breite des Schiffs, ihre Schmalseiten fluchten also mit den Langwänden des Schiffs und stehen auch mit diesen im Verband. Später hinzugefügte Türme sind meist schmaler als das Schiff, auf keinen Fall besteht Mauerverband mit den Schiffswänden, in Lüsse sogar bei gleicher Breite mit dem Schiff. Die Kirche in Raben südlich von Belzig ist ein schönes Beispiel für eine gestaffelte Anlage ohne Turm. Die rundbogigen Apsisfenster haben noch die originale Form, am Chor und vor allem am Schiff sind sie neuzeitlich erweitert. In Reetz südwestlich von Belzig beeindruckt der mächtige Turm, bis in die Giebelspitzen über den Schmalseiten aus Feldstein, was recht selten ist; meist sind die Abschlüsse aus Backstein oder in Fachwerk ausgeführt; in Lüsse ist er verschiefert.



*Lüsse (Landkreis Potsdam-Mittelmark),
Apsis und Chorgiebel*

Literaturhinweise:

Ernst Badstübner/Ulf Böttcher, Feldsteinkirchen des Mittelalters in Brandenburg und Mecklenburg-Vorpommern, Rostock 2002

Heino Bösselmann/Hans-Christian Schink, Feldsteinkirchen der Prignitz, Perleberg 1994

Heinrich Ehl, Norddeutsche Feldsteinkirchen, Braunschweig-Hamburg 1926

Hillert Ibbeken, Die mittelalterlichen Feld- und Bruchsteinkirchen des Fläming, Berlin 1999

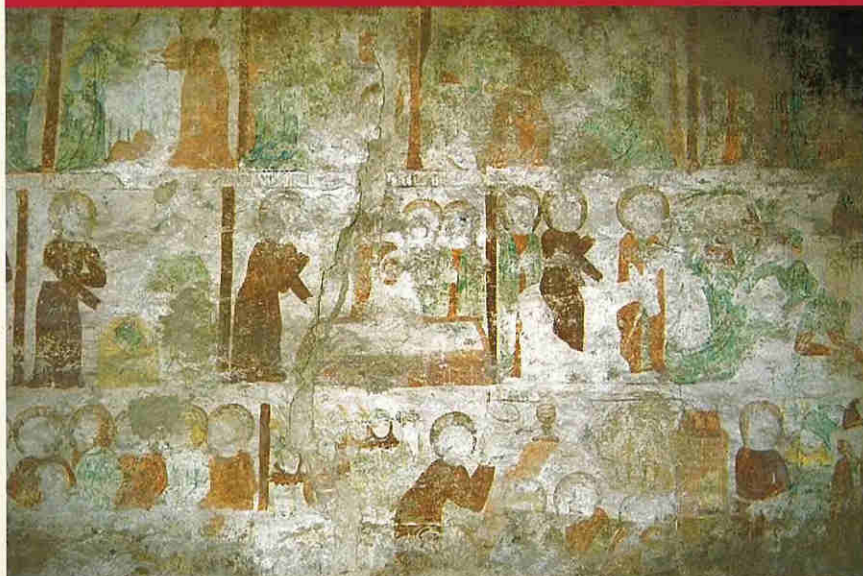
Klaus Puls/Herbert Habicht, Feldsteinmauerwerke in Brandenburg, o.O. (Eggersdorf) 1997 (Schriftenreihe Märkische Akademie Ländlicher Raum e.V.)

Horst Scholke, Stille Schönheit. Romanische Feldsteinkirchen in der Altmark, Oschersleben 1993

Hans Burger

Die Bilderbibel an der Kirchenwand

Spätgotische Wandmalereien im Süden Brandenburgs



Dorfkirche Breitenau (Landkreis Elbe-Elster), Malerei an der Chornordwand

Mittelalterliche Wandmalereien gehören zu den originären Zeugnissen vorreformatorischer Frömmigkeit und ästhetischen Empfindens. Dies liegt auch in ihrer Eigenart begründet, nämlich der Ortsgebundenheit und der Maltechnik – die nördlich der Alpen übliche Kalkmalerei verlangt eine zügige und damit unmittelbare Ausführung der Malerei. Im Zusammenspiel mit der übrigen Ausstattung waren Wandmalereien integraler Bestandteil des mittelalterlichen Kirchenraums.

Die Immobilität und die Empfindlichkeit der Malschicht, die ungeschützt den Umwelteinflüssen ausgesetzt ist, im übrigen auch keinen Schutz verträgt, bedingen die spezifische Gefährdung der Wandgestaltungen. Brände und Vandalismus in vielen Kriegen und Fehden seit dem traurigen 14. Jahrhundert führten zur Zerstörung ebenso wie eindringende Feuchte auf Grund von defekten Dächern und extreme Temperaturschwankungen bei Heizung in besseren Zeiten. Salze, ins Mauerwerk gelangt auf Grund von Fehlnutzung und der Verwendung ungeeigneter Reparaturmörtel, sowie Schadstoffe aus der Luft und biologischer Befall trugen ebenfalls zum Verlust vieler Wandmalereien bei. Damit überhaupt solch fragile Gebilde die Zeiten überdauern konnten, bedurfte es in je-

dem einzelnen Falle des Zusammenspiels glücklicher Umstände beziehungsweise des fast unglaublichen Nicht-wirksam-Werdens der vielen Schadfaktoren.

Das Land Brandenburg war nie das Eldorado der Freskantenn. Dennoch haben sich einige bemerkenswerte mittelalterliche Wandmalereien erhalten. Verglichen mit den anderen Landesteilen ist der Bestand im Süden, in der Niederlausitz und den sächsischen Gebieten des ehemaligen Bezirks Cottbus, relativ opulent. Neben den großartigen Gewölbeausmalungen in Chor und Langhaus von St. Marien zu Herzberg sind es hauptsächlich spätgotische Bildzyklen an den Wänden von Dorfkirchen, meist aus dem späten 15. Jahrhundert, die uns eine Ahnung vom ursprünglichen Charakter der mittelalterlichen Kirchenräume vermitteln.

Dazu gehört die in ihrer Vollständigkeit und Qualität beeindruckende Ausmalung der Kirche in Briesen bei Cottbus ebenso wie die nur teilweise freiliegende schöne Malerei in Beesdau; auch der größte Teil der leider nur sehr fragmentarisch überkommenen Riedebecker Ausmalung und der von barocken Emporen teilweise verdeckte Zyklus von Hohenbocka ist dazuzuzählen. Ebenfalls ins 15. Jahrhundert werden die Bilderfolgen von Preschen und

Hans Burger ist Restaurator im Brandenburgischen Landesamt für Denkmalpflege

Kalkwitz und die kuriosen Darstellungen in Saxdorf datiert. Die zeitliche Einordnung muss dabei allerdings oft unter Vorbehalt erfolgen, da sich wegen der großen Verluste kaum Werkzusammenhänge knüpfen lassen und die stilistische Einordnung durch die fragmentarischen Zustände sehr erschwert ist.

Bei fast allen genannten Wandmalereien handelt es sich überdies nicht um die bauzeitliche Ausmalung, so dass Rückschlüsse aus der Datierung des Baukörpers nur bedingt möglich sind. Die frühen Fassungen waren im Allgemeinen einfach und streng. Häufig begnügte man sich wohl zunächst mit einer Tünchung des Raums und der Ausführung der meist geritzten und farbig ausgelegten Weihekreuze. Jedenfalls haben sich im Inneren der gut gequadernten Feldsteinkirchen des 13. Jahrhunderts im Norden des Elbe-Elster-Kreises mit ihren teilweise bemerkenswerten Resten von dekorativer Außengestaltung keine adäquaten ausführlicheren Ausmalungen nachweisen lassen.

Auch die schönen Befunde zur ursprünglichen Farbigkeit – vor allem geometrische Gestaltungen – in spätromanischen Dorfkirchen im Umkreis des Klosters Doberlug könnten zisterziensische Beschränkung suggerieren; allerdings ist z. B. in Friedersdorf der mittelalterliche Putz in der Apsiskalotte verloren und in Lindena ließ sich bisher nicht klären, ob die figürliche Malerei des 19. Jahrhunderts an den Apsiswänden ein mittelalterliches Vorbild adaptiert. Im Übrigen blieben uns die in anderen Gegenden Deutschlands häufiger auftretenden Übermalungen alter Wandmalerei durch das 19. Jahrhundert erspart ebenso wie Überformungen aus der Zeit vor dem Zweiten Weltkrieg, wenn man von der Bearbeitung der Sakristie malereien von St. Marien in Beeskow und den Ergänzungen der wohl schon äußerst fragmentarisch vorgefundenen Bilderfolge in Görsdorf bei Storkow absieht.

Schon die malerische Gestaltung im Zusammenhang mit der jeweils zweiten Bauphase des 13. Jahrhunderts in Lindena und Schönborn wies verstärkt florale und figürliche Elemente auf. So haben sich über dem spätgotischen Gewölbe des Kirchenschiffs in Schönborn Darstellungen männlicher Heiliger erhalten, wohl die ältesten in unserer Gegend.

Einiges jünger sind die charmannten Malereien, die man in der kleinen Dorfkirche von Breitenau bei Sonnewalde betrachten kann. Diese werden wie der Bau in die erste Hälfte des 14. Jahrhunderts datiert. Auffällig ist dabei, dass die Malerei auch auf runden älteren Aufstuckierungen für Weihekreuze liegt. Das bedeutet, dass sie nicht bauzeitlich sein kann und dass es vorher offenbar eine Gestaltung gegeben hat, in der die Wände unverputzt gestanden haben, vergleichbar mit den allerdings rot getünchten und mit aufgemalter Fuge versehenen Wänden der frühen Backsteinbauten. In Breitenau begegnet uns zum ersten Mal das in der Folge verbindliche Malereiprogramm. Im Mittelpunkt stehen immer das Leben und Leiden Christi als das beherrschende Thema der spätmittelalterlichen Monumentalmalerei überhaupt. Flankiert wird es meist von Heiligenfiguren, sehr groß oft Christophorus gegenüber dem Eingang, andere, die auf das Patrozinium verweisen, meist an der Ostwand. Szenen aus dem Alten Testament, Weltgerichtsdarstellungen, Gleichnisse und Darstellungen, die die Anfechtungen des irdischen Lebens illustrieren, vervollständigen die Predigt in Bildern – und gaben Pfarrer und Gemeinde reichlich Stoff zu Ermahnung und Kontemplation.

Im Gegensatz zum sanften Erzählgestus in Breitenau, wo die Kreuzigung recht klein unter großen Heiligenfiguren kaum Raum findet, rückt in den grafisch-herben Bildwerken in Zaue (um 1430, im Gegensatz zu den wohl verwandten Görsdorfer Malereien 1937 Vorbildlich restauriert) die Passion machtvoll ins Zentrum des Geschehens. Ähnlich im Programm, aber völlig unterschiedlich in der malerischen Formulierung, sind die jüngeren Zyklen in Preschen und Hohenbocka ausgeführt. Während der Maler in Preschen gelassen und dekorativ die Flächen füllt, wirken die Hohenbockaer Malereien – vielleicht von Tafelmalern geschaffen – eher kleinteilig und eigenartig heterogen. Eine Besonderheit stellt die großartige Ausmalung der Kalkwitzer Kirche dar. Nur hier finden wir deutsche Texte, die die teilweise verblüffenden Bildfindungen kommentieren.

Vielleicht von Luckauer oder Cottbuser Franziskanern um 1500 geschaffen, zeigen die Briesener, Riedebecker und Beesdauer Malereien so viele Gemeinsamkeiten, dass man wohl wenigstens eine gemeinsame Werkstatt annehmen kann.

Bemerkenswert sicher nutzt der Briesener Meister die vorhandene Architekturgliederung und bringt mit der Bildaufteilung und dem lässig komponierten Dekor zusätzliche klare Struktur in die großen Wandflächen. In Verbindung mit der ehemals bemalten mächtigen Holztonne wurde ein großartiger spätgotischer Raum geschaffen.

Feiner und inniger ist die Malerei in Beesdau. Eine so noble Gestik, wie sie sich in der Jesusgestalt und ihrer Beziehung zu dem knienden Knecht manifestiert, findet sich in der deutschen Kunst dieser Zeit nicht leicht wieder. Neben der reichen Farbskala lässt uns die differenzierte Zeichnung ermessen, was in Riedebeck verloren gegangen ist. Sowohl die Deesis in der dortigen Apsis (diese allerdings, wie auch Teile der Chorausmalung wohl auf älterer Grundlage) als auch die Heiligenfiguren im Langhaus wirken durch fehlende Konturierung und Binnenkolorit unangemessen simpel und ungeschickt. Wie schon in Briesen ergänzten hier große tafelmalereiartige Einzelbildfelder die Bildreihen. Es ist ein Jammer, dass uns von dem vielfigurigen monumentalen Kalvarienberg an der Triumphbogenwand nicht viel mehr als eine Ahnung blieb.

Wie in Briesen und vielen anderen Niederlausitzer Kirchen gab es auch in Beesdau im Chorbereich ursprünglich eine Holztonne. An der Ostwand über

der jüngeren Balkendecke befinden sich noch Reste einer wahrscheinlich nachreformatorischen, vielleicht in Zusammenhang mit der Renaissanceausstattung stehenden Teilübermalung. An gleicher Stelle befand sich in der inzwischen verschwundenen Wolkenberger Kirche ebenfalls Malerei, die stilistisch eher ins spätere 16. Jahrhundert passen könnte, seltsamerweise mit offenbar noch ganz spätmittelalterlicher Ikonographie.

In den 50er Jahren des vergangenen Jahrhunderts wurden die meisten der uns bekannten Wandmalereien in Niederlausitzer Dorfkirchen von sächsischen Restauratoren bearbeitet. In Breitenau, Riedebeck, Friedersdorf, Briesen und Hohenbocka wurde von den rastlosen sächsischen Kollegen großflächig und in beeindruckend kurzer Zeit freigelegt; damit im Zusammenhang gestaltete man die Kirchenräume teilweise grundlegend um.

»Die Proben zur Freilegung bestätigen, daß der ganze Raum bemalt ist. Der Erhaltungszustand der Malerei ist außergewöhnlich gut ... Wahrscheinlich zwingen die Wandmalereien dazu, die Emporen zu entfernen ... Die Fenster müssen heraus (Glasmalerei 1880) ... Briesen wird eine ganz große Sache. Wir haben nichts, was mit dem zu vergleichen wäre ...«

In dieser Notiz, 1954 niedergeschrieben vom zuständigen Mitarbeiter der Restaurierungswerkstatt der Dresdner Arbeitsstelle des damaligen Instituts für Denkmalpflege, spiegelt sich einerseits die Begeisterung über den Fund – Freilegung von Wandmalerei hat immer auch etwas mit Schatzgräberei



Briesen (Landkreis Spree-Neiße), Zuschauer in Nischen der Westwand



*Dorfkirche Beesdau (Landkreis Dahme-Spree), Detail der Gefangennahme Jesu,
Foto: Dieter Möller*

zu tun –, andererseits wird auch die Problematik angedeutet, die sich daraus ergibt, dass die Kirchenräume nach der Übertünchung der alten Malereien den nachreformatorisch veränderten Ansprüchen angepasst worden waren: man hatte Emporen eingezogen, die Fenster vergrößert, die Wände mit Epitaphen geschmückt etc.

Die Aufdeckung der mittelalterlichen Wandmalerei war in den 50er Jahren teilweise willkommener Anlass, sich von barockem und gründerzeitlichem Ballast zu trennen. In Briesen gelang es tatsächlich, einen außerordentlich beeindruckenden Raum zu schaffen, auch deshalb, weil für den Umbau der Emporen sehr originelle Lösungen gefunden wurden.

Weniger glücklich waren die Umstände in Riedebeck, wo die Freilegung von Wandmalereien im Langhaus das entscheidende Argument für den Rückbau der Kirche im Sinne des Mittelalters war. Es ist bezeichnend, dass der ausführende Restaurator ermahnt werden musste, auf »Eintönung des Grundes und Schließung der Konturen« zu verzichten. Ganz offensichtlich wusste er sich nicht anders zu behelfen, da die Lesbarkeit der aufgefundenen Malereien so stark reduziert war.

Heute noch kann man schüchterne Bleistiftstriche erkennen, mit denen

versucht wurde, sich den Bildaufbau der Drachentöterdarstellung an der Südseite zu vergegenwärtigen. Es scheint, als wären die Arbeiten dann auch aus einer gewissen Ratlosigkeit heraus auf halbem Wege zum Stillstand gekommen. Noch prekärer stellt sich die Situation an der Triumphbogenwand dar, wo die äußerst fragmentarischen Reste einer riesigen Kreuzigungsdarstellung zusätzlich durch Schmutzwasser wegen schadhafter Dachdeckung beeinträchtigt wurden. Bereits kurz nach Beendigung der Restaurierungsarbeiten und in der Folge immer wieder kam es zu Schäden am Dach, und damit verbunden, zu weiteren Zerstörungen an den Wandgemälden.

Dies macht deutlich, dass Freilegungen nur zu vertreten sind, wenn abzusehen ist, dass der Schutz auch in der Folge gewährleistet ist. Selbstverständlich sollte es sein, dass vor allem ein verlustfreies Aufdecken Bedingung sein muss.

Vereinzelte finden sich Nachrichten von Renovierungen von Kirchenräumen, wo man auf die weitere Freilegung von Wandmalereien – aus unterschiedlichen Gründen – verzichtet hat. So wird im Geschäftsbericht des Provinzialkonservators zu den Jahren 1908 bis 1910 von abblättrender Wandmalerei in der Dorfkirche in Leuthen (interessant

auch wegen der erhaltenen Fragmente spätgotischer figürlicher Malerei am Außenbau) gesprochen. Im Cottbuser Inventar von 1938 heißt es zur Klosterkirche bezüglich der Renovierung von 1909 lapidar: »Reste von darstellender Malerei wurden beseitigt.«

In der Kirche in Wolkenberg hatten sich über der barocken Flachdecke an der Ostwand Malereireste, u. a. ein Heiliger Georg, erhalten. Sondagen ergaben, dass auch im übrigen Kirchenraum unter jüngeren Schichten umfangreiche Teile einer figürlichen Gestaltung vorhanden waren. Diese Fassung lag auf einer älteren Tünche und wäre wohl als nicht freilegbar einzuschätzen gewesen, wenn die Kirche nicht dem Braunkohleabbau geopfert worden wäre. Um wenigstens Teile zu bewahren, entschloss man sich, in großen Bereichen das gesamte Tünchepaket abzunehmen. Die Freilegung und Applikation auf Trägerplatten erfolgte dann, nachdem die Kirche bereits vernichtet war. Derzeit befinden sich die Bildtafeln im Spremberger Museum. Es bleibt zu hoffen, dass uns solche extremen Umstände zukünftig erspart bleiben.

In der Kirche zu Beesdau wurden hinter einem monumentalen Epitaph aus dem 16. Jahrhundert im Zusammenhang mit der wegen der statischen Sicherung notwendig gewordenen Demontage hervorragend erhaltene Wandmalereien entdeckt. Obwohl die Teile einer Gefangennahme und Beweinung Christi sowie der Stigmatisation des Heiligen Franziskus zum Schönsten gehören, was im nördlichen Deutschland an spätgotischer Malerei erhalten blieb, entschloss man sich, den Sandsteinepitaph nach seiner Restaurierung wieder davor aufzustellen. Dies vor allem, um dem Raum, der von einer für Brandenburg einzigartigen Renaissancesausstattung geprägt wird und keinen alternativen Platz für das Epitaph bietet, nicht Gewalt anzutun. Die Kopie eines Teilbereichs und eine Fotodokumentation sollen in der Winterkirche aufgestellt werden. Die Situation in der Beesdauer Kirche bleibt aus denkmalpflegerischer Sicht weiter spannend. Die anstehende Sicherung der übrigen Epitaphe lässt weitere Überraschungen vermuten und wird möglicherweise wieder schwierige Entscheidungen erfordern. Insofern müssen wir uns wohl darauf einstellen – und es gibt sicherlich Schlimmeres –, dass die vielen unter weißer Tünche schlummernden Malereien noch lange Geheimnis bleiben werden.

Unterstützen Sie die Instandsetzung der Dorfkirche von Gortz!



Der sich nördlich der Stadt Brandenburg lang hinziehende Beetzsee ist hauptsächlich bekannt durch das Lied vom Barbier Fritze Bollmann. Der – so erzählt die Moritat – kenterte hier mit seinem Angelkahn und kam geradewegs in den Himmel, um dort Petrus einzuseifen. Der See verdiente es aber auch, ob der Sehenswürdigkeiten an seinen Ufern besungen zu werden.

Da ist die Dorfkirche von Ketzür, die über eine ungewöhnlich reiche Renaissance-Ausstattung verfügt und die mit ihrem ältesten Baukörper, einer siebenseitigen Kapelle aus Backstein, den Bauforschern noch immer großes Kopfzerbrechen bereitet. Wenige Kilometer weiter finden wir die vorbildlich restaurierte Kirche von Bagow, 1907/08 von dem Architekten Büttner im malerischen »Heimatstil« entworfen.

Zwischen diesen beiden Dörfern, wenige Kilometer vom Ufer des Sees entfernt, liegt der kleine Ort Gortz, dessen Kirchengebäude in den großen Kunstführern vielleicht nicht vorkommt, das mit seinem stimmungsvollen Innenraum jedoch durchaus einen Besuch verdient.

Nach einem großen Dorfbrand im Jahre 1704 wurde der spätgotische Feldsteinsaal umgebaut, erhielt ein neues Dach und etwa zwanzig Jahre später den quadratischen Westturm mit dem dreifach geschweiften Zelt-dach. Aus der Zeit der barocken Umgestaltung stammen auch der hölzerne Kanzelaltar mit seinen gewundenen, mit Ähren und Weinlaub verzierten Säulen sowie die Chorempore.

Die letzte große Renovierung erfuhr die Kirche 1906/07 – also vor fast einhundert Jahren. Die Fenster wurden im Stil der Neogotik spitzbogig verändert, eine flache Putzdecke wurde eingezogen und der Innenraum neu ausgemalt. Diese stimmungsvolle Ausmalung mit Weinlaub und anderen floralen Elementen ist es auch, die den Raum in seiner Geschlossenheit und Stimmigkeit zu einem Erlebnis werden lassen.

Leider weist die Gortzer Dorfkirche, die auf Grund einer Gemeindefusion mit dem benachbarten Ketzür nur noch sporadisch für Gottesdienste genutzt wurde, inzwischen starke bauliche Mängel auf. Die Schieferdeckung des Turmdaches hat große Löcher. An der Decke des Kirchenschiffes sind die Balkenköpfe von Schädlingen befallen und müssen dringend erneuert werden. Und das sind nur die dringendsten Aufgaben für die nächste Zeit.

Jetzt hat ein Förderverein begonnen, die Kirche für Konzerte, Theateraufführungen und Dorffeste zu nutzen. Auch Gottesdienste sollen weiterhin stattfinden, man hofft, dass die vakante Pfarrstelle bald wieder besetzt wird. Mit den gut besuchten Veranstaltungen konnten erste Geldmittel eingeworben werden, Stiftungen haben erstes Interesse bekundet, die dringend nötigen Instandsetzungsarbeiten zu unterstüt-

zen. Doch noch ist der Verein, der in dem kleinen Dorf fest verankert ist, auch auf Hilfe von außen angewiesen.

Mit Ihrer Spende können Sie dazu beitragen, dass die Dorfkirche von Gortz wieder zu einem Schmuckstück am Wege rund um den Beetzsee wird.

Informationen erhalten

Sie über:

Förderverein zur Erhaltung der Dorfkirche in Gortz e. V.
p. A. Claudia Rose; Dorfstr. 27;
14 778 Beetzseeheide/OT Gortz;
Tel. (03 38 36) 4 05 91



Spendenkonto:

Förderkreis Alte Kirchen
Berlin-Brandenburg e. V.
Kto.-Nr. 5199 767 005
BLZ 100 900 00 bei der
Berliner Volksbank
Kennwort: Gortz

Für Spendenbescheinigungen bitte
Name und Anschrift angeben.

Martina Schmidt

Zwischen Paradies und Fegefeuer

Das Bildprogramm in der Dorfkirche von Kalkwitz

*Martina Schmidt ist Pastorin
des Pfarrsprengels Kalkwitz in der
Niederlausitz*

Fast wären sie endgültig verloren gewesen, die mittelalterlichen Wandmalereien in der Kirche von Kalkwitz (Niederlausitz). Viele Jahrhunderte unter Putz verborgen und erst vor rund fünfzig Jahren zufällig entdeckt, blieben sie noch lange stark gefährdet. Wenn heute wichtige Fragmente wieder sichtbar sind, so ist das auch deutliches Zeichen eines neuen Abschnitts in der wechselvollen Geschichte der alten Dorfkirche.

Die Anfänge der Kirche liegen im Dunkeln. 1756 brannte das Dorf, nur die Kirche, die 30 Jahre zuvor erneuert worden war, und ein Fachwerkhaus blieben verschont. Mit dem Pfarrhaus ging auch das Archiv in Flammen auf. Der damalige Pfarrer Ohnesorge vermerkte im neu anzulegenden Kirchenbuch, dass er nun trotz seines Namens mit einer so schweren Sorge belastet worden sei. So ist man also auf Schätzungen angewiesen. Es wird allgemein angenommen, dass die Kirche und mit ihr die Malereien im 15. Jahrhundert entstanden sind.

In DDR-Zeiten sahen die Kalkwitzer in eine ungewisse Zukunft. Der Ort lag bis 1990 im so genannten Bergbauschutzgebiet, drohte von der Landkarte zu verschwinden. Um wenigstens die Erinnerung an ein Baudenkmal der Niederlausitz wach zu halten, wurde die Kirche 1989 durch Denkmalschützer des Bezirkes Cottbus vermessen. Gleichzeitig begann man damit, die Wandmalereien freizulegen. Es gab auch Überlegungen, eventuell Teile der Malereien abzunehmen und an einen anderen Ort zu verbringen.

Nach der Wende wurden die Kraftwerke Lübbenau/Vetschau und die sie beliefernden Braunkohlen-Tagebaue geschlossen. Das war für die kleine Kirchengemeinde Anlass, den Wiederaufbau der zwangsläufig in den Jahren zuvor vernachlässigten Kirche in Angriff zu nehmen. Dabei wuchs auch die Aufmerksamkeit für die immer deutlicher zu Tage tretenden Wandmalereien.



Tafeltuch/Ausschnitt |

Ein Umbau Anfang des 18. Jahrhunderts hatte schwerwiegende Eingriffe in die Substanz nach sich gezogen. Die schmalen Fenster aus der Erbauungszeit waren durch Korbogfenster ersetzt worden, die mehr Licht in den Raum brachten. Die kleinen Türen an Süd- und Nordwand hatte man zugemauert, dafür an anderer Stelle großzügige Anbauten mit breiten Türen errichtet, in deren oberen Bereich Logen für die Standesherrschaft entstanden.

Diese Baumaßnahmen haben die Geschlossenheit der Bildfolgen unwiederbringlich zerstört. Eine Tatsache, die unsere Vorfahren wenig berührt haben mag, zumal die Wandmalereien zu jener Zeit unsichtbar waren. Erst Ende der fünfziger Jahre war Pfarrer Hugo Ulrich auf die Bilder aufmerksam geworden, als an der Westwand der Kirche Putz abfiel.

Die heute sichtbaren Fragmente wurden vom Fachbetrieb für Restaurierung und Baudenkmalpflege Andreas Schulz aus Jamlitz freigelegt.

Im Altarraum ist der untere Abschluss einer Darstellung erkennbar. Wir entdecken rote Bögen, die in Knoten enden. Menschen mit den unterschiedlichsten Kopfbedeckungen halten die Knoten in den Händen. Offenbar sind sie gerade dabei, das Tafeltuch im Festsaal auszubreiten. Solche Darstellung ist Gleichnis und Glaubensaussage. Die jeweils gegenwärtige

Gemeinde wird zum Fest eingeladen. Zur Gemeinde Jesu Christi gehören immer auch diejenigen, die vor uns gelebt haben, wie auch jene, die nach uns kommen werden. So verschieden die Lebenssituationen und die allgemeinen Umstände sind, die Einladung gilt allen: Der Tisch ist gedeckt. Jeder Gottesdienst, der gefeiert wird, soll Vorgesmack auf das große Fest in der Ewigkeit sein. Der Grund zum Feiern ist das Thema der Wandmalereien.

Die Westwand, seit dem 18. Jahrhundert durch die Empore und die Treppen verbaut, stellt ein großes Programm vor. Links das Paradies, von dem im 1. Buch Mose erzählt wird. Die verlockend anzusehenden Früchte eines Baumes gleichen Granatäpfeln. Eva steht als üppige Schönheit daneben. Sie blickt zu zwei Bäumen, um einen von ihnen windet sich die Schlange. Eva streckt schon ihre linke Hand aus, um nach den wohlschmeckenden Früchten der Erkenntnis zu greifen. In der rechten Hand hält sie eine Selleriestaupe, mit der sie ihre Scham bedeckt. Die Maler haben geschickt die Unebenheiten einer Feldsteinwand ausgenutzt, um Eva möglichst plastisch erscheinen zu lassen.

Nach Adam haben die Restauratoren lange vergeblich gesucht. Als man die Abbildung seines Knies gefunden zu haben glaubte, stellte sich das bald als Irrtum heraus.



Du kannst nicht Gott dienen und dem Mammon. |

Die rechte Hälfte der Westwand zeigt Szenen des Gerichts. Schwach erkennbar sind noch die Reste drastischer Fegefeuerdarstellungen, aber sie sind auf eine Ecke beschränkt. Bestimmt wird das Ganze durch das Paradies. Die fröhlichen Gesichter der Seligen sollen beim Betrachter das Bedürfnis wecken, zu denen zu gehören, die einst ins Himmlische Jerusalem einziehen dürfen, von dem das 21. Kapitel der Offenbarung des Johannes erzählt.

Über diesen Gerichtsszenen thront in einer Mandorla in den Farben Blau, Rot, Grün und Gelb der triumphierende Christus. Der Gerichtsenkel mit der Waage und dem Schwert in den Händen steht in gleicher Höhe an der Nordwand über dem Fegefeuer.

Zwischen beiden Paradiesen oder – wenn wir so wollen – zwischen dem, was nicht mehr, und dem, was noch nicht ist, befinden sich Fragmente des heiligen Christophorus. Wir können noch recht gut seine Waden erkennen, um die allerlei Fabelwesen herumswimmen. Neben dem Paradiesbaum steht der Stab, auf den sich Christophorus gestützt hat, wenn er Menschen durch den Fluss trug. Nachdem er eines Tages das Christuskind getragen hatte – daher sein Name, der übersetzt Christusträger bedeutet –, stieß er den Stab in die Erde. Der schlug Wurzeln und grünte, so erzählt es die Legende. Christophorus war wohl der populärste Heilige des Mittelalters; sein Bild anzusehen, galt als Garant dafür, wenigstens an diesem Tag vor Unfall und Gefahr bewahrt zu sein. Vom Christusknaben finden wir oberhalb der

Empore noch Reste der Kleidung und des Kreuznimbus.

Die Malereien an der Nordwand zeigen Darstellungen aus den Evangelien. Hier werden nun die einzelnen Szenen ähnlich wie in Comics aneinandergefügt, durch deutliche Striche von einander abgegrenzt und in Reihen angeordnet. Von der Verkündigung an Maria ist der Engel Gabriel noch erhalten. Sein Gewand fällt in schwungvollen Falten, der Flügel wirkt ausgesprochen schmückend. In den Händen hält er nach rechts hin das Spruchband, auf dem die Worte »Gegrüßet seist du, Maria« zu vermuten sind. Die so Angesprochene ist mitsamt ihrem Haus, von dem es noch Reste gibt, dem Fenstereinbau zum Opfer gefallen. Rechts vom Fenster ist das Fragment einer Anbetung der Heiligen Drei Könige zu erkennen. Unmittelbar darunter steht ein Soldat, vielleicht gehört er zu Herodes und ist Teil einer Darstellung des Kindermords zu Bethlehem.

Der Nordanbau hat weitere Zusammenhänge zerstört. Über die gesamte Nord-Ost-Ecke schließt sich ein Passions- und Osterzyklus an. In der oberen Reihe an der Nordwand sehen wir die Auferweckung des Lazarus und den Einzug in Jerusalem, an der Ostwand Jesus mit den schlafenden Jüngern im Garten Gethsemane – der Kelch aus Jesu Bitte schwebt darüber – und den Judaskuss. Die beiden letzten Szenen sind nicht durch den sonst üblichen Strich getrennt und spielen sich hinter einem Flechtzaun ab, wie er im 15. Jahrhundert üblich war.

Darunter wird die Kreuzigung dargestellt. Das Kreuz bildet eine Diagona-

le von links unten nach rechts oben, ein Soldat schlägt Christus ans Kreuz. Der Rock, um den die Soldaten gewürfelt haben, liegt rechts unten, er wirkt plastisch, als sei noch ein Körper darin. Maria und Johannes unter dem Kreuz gibt es wieder nur fragmentarisch, die rechte Hälfte des Kreuzes und den darunter stehenden Johannes hat ebenfalls ein Fenstereinbau vernichtet.

An der Ostwand ist ein großes Osterbild erhalten, das dem Evangelium des Matthäus folgt. Die Wächter rechts und links des Grabes schlafen, während Jesus, die Siegesfahne in der Hand, aufersteht. Eine Szene aus dem Johannesevangelium schließt sich an. Jesus steht da mit einem Spaten in der Hand. Wir werden damit an seine Begegnung mit Maria von Magdala erinnert, die den auferstandenen Christus für den Gärtner gehalten hatte.

Bevor der Besucher die Kirche verlässt, bekommt er noch eine Mahnung mit auf den Weg. Links neben dem Ausgang wird das Wort »Du kannst nicht Gott dienen und dem Mammon« illustriert: Ein Tuchhändler, unschwer zu erkennen an den Stoffballen, die über eine Stange gelegt sind, steht neben einer Truhe mit prall gefüllten Geldsäcken. Ein Teufel zeigt mit unmissverständlicher Geste auf diese Schätze. Nicht enträtselt werden konnten bisher die Szene darüber und auch die Worte, die zwischen beiden Darstellungen geschrieben sind.

Es gibt also, ganz unabhängig von aus Kostengründen nicht freigelegten Flächen, in der Kalkwitzer Kirche noch einiges zu entdecken. Lassen Sie sich einladen.

Dirk Schumann

Wo die Heiligen die Reformation überlebten

Mittelalterliche Altarretabel aus märkischen Dorfkirchen

Dirk Schumann ist Kunsthistoriker und Bauarchäologe mit zahlreichen Veröffentlichungen zu Kunst und Archäologie der Mark Brandenburg



Altarretabel aus Rittgarten (Landkreis Uckermark), heute im Kulturhistorischen Museum in Prenzlau, Foto Frank Höhler

In zahlreichen märkischen Dorfkirchen haben sich bis heute mittelalterliche Altarretabel oder deren figürliche Reste erhalten. Trotz der Reformation behielten viele Gemeinden erst einmal ihre alten Altarschreine, teilweise wurden diese sogar in neue Altaraufbauten einbezogen oder überdauerten wenigstens fragmentiert und vernachlässigt auf dem Dachboden der Kirche und konnten später wiederentdeckt werden. Einige Altarschreine bzw. Retabel gelangten sogar erst in nachreformatorischer Zeit in ländliche Pfarrkirchen.

In den heute meist nur sparsam dekorierten protestantischen Kirchenräumen bilden diese Altarschreine durch ihren figürlichen Reichtum oft den gestalterischen Höhepunkt und man vergisst allzu leicht, dass sie ursprünglich nur ein Teil der bildnerischen Ausstattung mittelalterlicher Kirchen waren.

Zu diesen gehörten weitere Bildwerke wie Triumphkreuzgruppen und verschiedene andere Heiligenfiguren in Skulptur, Relief oder gemalter Tafel. Umgeben waren diese Ausstattungsstücke von umfangreichen Wandmalereien. Schließlich bestanden auch die Kirchenfenster nicht selten aus farbigen Glasmalereien.

Dass es einen solchen Bilderreichtum in mittelalterlichen Kirchen gab, war nicht von Anfang an selbstverständlich. So wurde die Religionsausübung der frühen christlichen Kirche immer wieder von Bilderverboten begleitet. Letztlich ließ sich jedoch das Bedürfnis nach bildlicher Vergegenständlichung der Heilsgeschichte nicht aufhalten und wurde schließlich auch von theologischer Seite sanktioniert. Im 13. Jahrhundert spricht Thomas von Aquin vom dreifachen Sinn der Bilder:

Sie sollen die Andacht befördern, an das Beispiel der Heiligen erinnern und schließlich die Unwissenden belehren, die hier wie aus einem Buch lernen könnten.

Spätestens seit dem 12. Jahrhundert unterstützten kleine Bildwände das eucharistische Geschehen, in dem sie am Ende des Altartisches standen (Retabulum = Rückwand). Nicht selten lag der Ausgangspunkt für eine solche Bilderwand in der Ausstellung von Reliquien und der Darstellung der dazugehörigen Heiligenfiguren. Eine wichtige Neuerung ist schließlich das Anbringen von seitlichen Flügeln, um diese schreinartige Bildwand verschließen und öffnen zu können. Ein frühes Beispiel ist der Hochaltar des Doberaner Münsters aus der Zeit um 1310/1320.

Solche Flügel- oder auch Wandelaltäre wurden nur zu wichtigen Festzeiten, wie Ostern, Pfingsten und Weihnachten, geöffnet. Demzufolge waren die Innenseiten des Schreins mit prächtigem Schnitzwerk verziert, während die Alltagsseiten mit gemalten Darstellungen versehen wurden. Die einzelnen Darstellungen entwickelten sich im Verlauf des 15. Jahrhunderts schließlich zu szenischen Bildprogrammen, die in den Flügeln das Geschehen der Passion, des Marienlebens oder des Lebens des jeweiligen Titelheiligen oder Patrons, dem ein Altar gewidmet war, darstellten. In der Spätgotik verstärkte sich der erklärende und unterweisende Charakter der bildlichen Darstellungen; »weil viele Menschen nicht im Gedächtnis behalten können, was sie hören, wohl aber sich erinnern, wenn sie Bilder sehen«, wie der Dominikanermönch Fra Michele da Carcano 1492 niederschrieb. Dieser Charakter ist auch vielen mittelalterlichen Altarretabeln in Dorfkirchen eigen, die sich nicht selten durch ihre didaktischen und konventionellen Bildprogramme von den zeitgenössischen Retabeln städtischer oder kirchlicher Auftraggeber unterscheiden. Man gewinnt den



Ehem. Wallfahrtskirche Alt Krüssow (Landkreis Prignitz), Anna Selbdritt

Eindruck, dass für die Pfarrkirchen im ländlichen Raum bewusst vereinfachte Darstellungsmodi gewählt und nicht so

hochrangige Werkstätten für deren Herstellung gebunden wurden. Dafür gab es sicher unterschiedliche Gründe.

Im Gegensatz zu städtischen Pfarrkirchen besaßen Dorfkirchen in der Regel nur einen Altar. Das dazugehörige Retabel musste in seinem Programm nicht nur vieles in sich vereinen, sondern auch noch einem größeren Laienpublikum verständlich bleiben. Es sollte die wichtigsten der jeweils verehrten Heiligen beinhalten, der zunehmenden Marienfrömmigkeit gerecht werden und schließlich auf den Opfertod Christi und seine Wiederauferstehung verweisen, um dem eigentlichen Geschehen der Messe am Altar Rechnung zu tragen.

Ein anderer Grund für die oft durchschnittliche Qualität dürfte in den begrenzten finanziellen Möglichkeiten der ländlichen Gemeinden gelegen haben. Man darf annehmen, dass auch die märkischen Altarretabel seit dem 15. Jahrhundert vorwiegend in städtischen Werkstätten produziert wurden. Die Künstler verstanden sich als Handwerker und waren in Zünften organisiert.

Bei der Herstellung eines Flügelaltarretabels handelte es sich um einen arbeitsteiligen Prozess. Eine Schnitzer- oder Bildhauerwerkstatt stellte die Holzskulpturen und den größten Teil der Verzierungen her, während der Schrein selbst durch einen Tischler, einen sogenannten »Kistler« verfertigt wurde. Als letztes brachte der »Faßmaler« die Farbfassung auf und schuf oft auch die Malereien auf der Alltagsseite der Flügel. Motive und Ausführung der Retabel wurden nicht unwesentlich durch die Wünsche der Auftraggeber und durch das zur Verfügung stehende



Anders als andere!

Auf den ersten Blick sind wir eine Versicherung, die persönlich berät, damit Sie immer gut abgesichert sind.

Auf den zweiten Blick sind wir eine Versicherung, die sich ganz besonders engagiert - und zwar in Projekten, die Kirche lebendig machen.

Seien Sie gespannt - wir lassen von uns hören!

Regionaldirektion Nord/Ost

Telefon (03 96 05) 2 05 10, Telefax 2 05 11

Regionaldirektion Süd/Ost

Telefon (03 93 44) 4 03 12, Telefax 5 00 57

Regionaldirektion Berlin

Telefon (0 30) 6 63 55 04, Telefax 6 63 55 08



**BRUDERHILFE PAX
FAMILIENFÜRSORGE**
Versicherer im Raum der Kirchen

www.bruderhilfe.de

Anzeige

Geld bestimmt. So waren Vergoldungen und aus Halbedelsteinen gewonnene Farben, wie das Blau, sehr teuer. Auch das Verhältnis von Meister- und Gesellenarbeit schlug sich im Preis nieder. Die Entwurfszeichnung, auch »Visierung« genannt, wurde vom Meister und Werkstattinhaber auf der Grundlage der Wünsche des Auftraggebers angefertigt. Er arbeitete auch an den wichtigsten Skulpturen und Reliefs eines Retabels, während der Anteil der Werkstattarbeit am Zierrat sehr hoch war.

Die noch vorhandenen Retabel der Mark haben einen relativ einheitlichen Aufbau. Es handelt sich um Flügelretabel, die einen festen Mittelschrein besitzen, an dem zwei oder sogar vier bewegliche Flügel befestigt sind oder waren. Diese ermöglichten – dem Kirchenkalender entsprechend – ein mehrfaches Wandeln und Verschließen des Innenlebens. Den gemalten Außenflügeln folgen die flachen Schreine der Innenflügel, die entweder mit szenischen Reliefs oder mit Heiligenfiguren, meist in zwei übereinanderliegenden Registern, versehen sind und auf die Darstellung des Mittelschreins bezogen wurden. In Altarretabeln märkischer Dorfkirchen haben sich als zentrales Motiv des Mittelschreins hauptsächlich Mariendarstellungen erhalten, denn anders als in Mecklenburg fehlen im Land Brandenburg heute Kreuzigungsdarstellungen bis auf wenige Beispiele. Letztlich ist wohl davon auszugehen, dass mehr als 90 Prozent der im Mittelalter vorhandenen Altarschreine und deren Skulptur verloren gingen. So muss auch die Entstehungs- und Entwicklungsgeschichte märkischer Retabeln im Dunklen bleiben. Der älteste erhaltene Altarschrein, der möglicherweise einer märkischen Dorfkirche entstammt, befindet sich heute in Buckau (Landkreis Potsdam-Mittelmark) und wurde um 1440 hergestellt.

Die vergleichsweise große Zahl der erhaltenen Marienaltar-Retabeln in märkischen Dorfkirchen kam den Bedürfnissen der spätmittelalterlichen Marienfrömmigkeit entgegen: Maria als Mittlerin und Fürsprecherin des Menschen vor Gott. Im Zentrum vieler Altarschreine steht oder sitzt Maria mit dem Jesusknaben auf dem Arm und ist in der Regel mit einer Krone als Himmelskönigin dargestellt.

Gerade solche Marienmotive bieten die Möglichkeit, die Darstellung mit mehrfachen Bedeutungen zu versehen, denn letztlich verweist jede Mariendarstellung auch auf Christus, dessen Passion und Opfertod. Seine Erlösung

steht als Verheißung für die Erlösung eines jeden Einzelnen. Diese Verheißung ist letztlich auch der Hintergrund der eucharistischen Messe, deren liturgischer Mittelpunkt der Altar war.

Eine Darstellung, die beide Aspekte beinhaltet und noch ein zusätzliches Angebot für die Heiligenverehrung macht, ist das Motiv der Anna Selbdritt, der Mutter Mariens, der gleichzeitig Maria und der Jesusknabe zugeordnet sind. Erhalten hat sich eine solche – heute in der Mark seltene – Darstellung im Zentrum des Altarschreins der Dorfkirche in Alt Krüssow (Landkreis Prignitz).

Das Beispiel für ein klassisches Marienretabel ist der nach 1500 entstandene Flügelaltar aus der Dorfkirche Rittgarten, der heute im Prenzlauer Dominikanerkloster steht. Hier wurden wichtige Szenen des Marienlebens als Reliefs gearbeitet und auf den Innenseiten der Flügel angeordnet. Die auch inhaltlich aufeinanderfolgenden Szenen sind auf der linken Seite von unten nach oben und auf der rechten Seite von oben nach unten zu lesen: Verkündigung der Geburt Christi, die Geburt Christi, die Anbetung der Heiligen Drei Könige und die Beschneidung des Christusknaben. Die Außenseiten des Retabels (Alltagsseiten) besaßen Maleisen, die jedoch fast vollständig verloren gegangen sind. Nur auf dem linken Flügel lassen sich noch fragmentarische Szenen aus dem Marienleben erkennen: unten die Vermählung von Maria und Josef, darüber die Flucht nach Ägypten. Bei dieser Szenenfolge ergibt das Retabel auch im geschlossenen Zustand einen Erzählstrang, der aber nicht ohne die im Inneren verborgenen Szenen gedacht werden kann, denn die meisten Geschehnisse der Außenseiten finden erst nach denen der Reliefs auf den Innenseiten statt. Die gestalterischen Mittel wurden hier ganz im Sinne der zunehmenden Bedeutung der einzelnen Motive angewendet, so steigert sich der repräsentative Charakter des Retabels von außen nach innen, von den gemalten Darstellungen über die Flachreliefs der Innenflügel bis zu den fast vollplastischen Figuren des Mittelschreins.

Im Zentrum des Schreins steht Maria mit dem Christusknaben auf einem kelchartigen Postament. Um sie herum sind verschiedene Heilige angeordnet. Katharina, die an ihrem Attribut, dem Rad, zu erkennen ist, Margareta, auf einem Drachen stehend, als Zeichen der Überwindung der Versuchung. Zwei weitere weibliche Heilige, deren Attri-



*Dorfkirche Königsberg
(Landkreis Ostprignitz-Ruppin),
Marienfigur aus dem Teetzer Altar*

bute verloren gingen, könnten Barbara und Dorothea darstellen, denn diese gehören mit Katharina und Margareta zu den vier wichtigsten heiligen Jungfrauen, den *Virgines Capitales*, die oft in Verbindung mit Maria dargestellt wurden.

Zu Füßen der Madonna stehen die Apostel Jacobus Major und Johannes Evangelist. Sie befinden sich sicherlich nicht ohne Grund an dieser Stelle. Zwar handelt es sich um zwei der wichtigsten Vertreter der zwölf Jünger Jesu, doch dass sie gerade diese Stelle einnehmen, spricht dafür, dass es sich hier um die Titelheiligen jenes Altares handelte, auf dem das Retabel ehemals stand, und im Falle einer Dorfkirche sicher auch um die Titelheiligen oder Patrone der ganzen Kirche. Deren Namen gingen in der Regel im Laufe der Zeit verloren, da bei einer einzigen Pfarrkirche im Dorf nicht die Gefahr der Verwechslung bestand, wie bei den verschiedenen Pfarrkirchen einer Stadt, die anhand ihrer Patrozinien auseinandergehalten werden mussten. Es ist nicht auszuschließen, dass der Altar ursprünglich nicht für die Dorfkirche in Rittgarten angefertigt worden ist. So

war der ursprüngliche Ort, von dem heute nur noch eine mittelalterliche Kirchenruine existiert, schon im 14. Jahrhundert eine Wüstung. Da die neue Siedlung erst im Verlauf des 16. Jahrhunderts entstand, könnte das Retabel auch für einen anderen Ort ausgeführt worden sein.

Doch zurück zur Schnitzplastik des Rittgartener Altars: Diese ist in ihrer Gestaltung kräftig und in der Anordnung sowie der Bildstruktur übersichtlich, ja fast schon ein wenig zu deutlich. Einfache Blickbeziehungen der Figuren richten sich zum großen Teil frontal an ein imaginäres Publikum vor dem Retabel. Figurenbildungen und Faltenmuster der Rittgartener Altarskulptur verraten die Kenntnis älterer Vorbilder, doch in der ganzen Erscheinung gehört die Schnitzplastik in den Umkreis mehrerer erhaltener Altarretabel des frühen 16. Jahrhunderts aus dem norddeutschen Binnenraum. Der heutige Zustand und die neuzeitliche Farbfassung verunklären die Wirkung der Skulpturen und lassen übersehen, dass es sich um aufwändige Schnitzereien handelt, die durch einen reichen Goldgrund mit Granatapfelmotiven als Imitation teurer Stoffe ergänzt wurden. Auch hinter der Mariendarstellung existieren noch Reste eines solchen Goldgrundes, der einen Strahlenkranz um die Skulptur bildet. Damit wird diese als ganz bestimmter Bildtyp zu erkennen gegeben, den man als Mondsichelmadonna bezeichnet, denn Maria steht auf einem sichelförmigen Mond. In diesem Typus verschmelzen zwei biblische Gestalten miteinander. So wird die Darstellung Mariens mit jener Vision des apokalyptischen Weibes aus dem Buch der »Offenbarung des Johannes« vermischt. Mit »der Sonne bekleidet und der Mond unter ihren Füßen und auf dem Haupt eine Krone aus zwölf Sternen« (Offb. 12, 1) entstand schließlich ein häufig anzutreffender Marientyp. Allerdings weist das Bibelzitat auf die Fehlstellen des Rittgartener Retabels, denn eine Krone existiert heute nicht mehr. Der Freiraum über der Madonna war jedoch nicht nur mit einer Krone ausgefüllt. Dübellocher über dem Kopf der Maria und in den vorhandenen Teilen des Baldachins sprechen dafür, dass ehemals zwei Engel die Krone hielten und die Gottesmutter damit auch als Himmelskönigin zu erkennen gaben.

Eine vollständige Darstellung dieses Motivs hat sich auf einem Altarretabel erhalten, das sich heute in der Dorfkirche in Königsberg (Landkreis Ostprignitz-Ruppin) befindet und aus dem un-

weit gelegenen Teetz stammt. Bei diesem qualitätvollen Retabel aus der Zeit zwischen 1510 und 1520 ist die Krone jedoch mit der Skulptur der Maria mitgeschnitten worden.

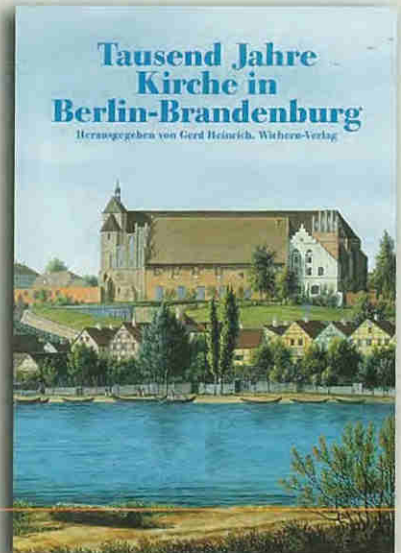
Der Kopf der Rittgartener Marienfigur war jedoch nie mit einer festen Krone versehen, sondern die Engel hielten diese ehemals frei über ihren Kopf, womit der direkte Vorgang der Krönung stärker betont wurde. In einigen Retabeln waren die Engel mit der Krone sogar beweglich gelagert, und es gab die Möglichkeit, den Vorgang regelrecht zu inszenieren. Die beweglichen Teile gingen jedoch oft als erstes verloren.

Neben dieser recht geläufigen Form eines Marienretabels gibt es in der Mark auch Altarretabel, deren Darstellung im Mittelschrein szenischen Charakter tragen. Ein eher seltenes Beispiel ist die Szene der Verkündigung der Geburt Christi im Mittelschrein des Retabels der Dorfkirche von Schlalach (Landkreis Potsdam-Mittelmark). Hier ist die Verkündigung durch den Erzengel Gabriel noch einmal mittels eines Schriftbandes mit der abgekürzten Begrüßungsformel »Ave, gracia plena« hervorgehoben. Das Schriftband ist auf dem Tisch abgelegt und weist auf Maria, die in bescheiden andächtiger Haltung die Gnade der göttlichen Empfängnis entgegennimmt, die in Form eines Strahlenbündels durch ein rundes Fenster dringt.

Auf den Seitenflügeln des Schreins wird die Szene der Verkündigung durch die Figuren der zwölf Apostel ergänzt und damit auf eine weitere Verkündigung angespielt, auf jene göttliche Botschaft Christi, die durch die Apostel schließlich in die Welt getragen wurde. Die feingliedrige Ausführung der Figuren und der virtuoson Faltung der Gewänder weist auf die hohe künstlerische Qualität dieses Retabels aus dem späten 15. Jahrhundert, dessen Herstellung für einen anderen Aufstellungsort nicht auszuschließen ist.

Ein heute einzigartiges Motiv in der mittelalterlichen Skulptur märkischer Dorfkirchen ist das der Einhornjagd, wie es der Altarschrein der Kirche in Wilsickow (Landkreis Uckermark) aufweist. Als allegorische Anspielung auf die Verkündigung Christi – und somit im übertragenen Sinne ebenfalls ein Marienmotiv – war es als Bildtyp jedoch vor allem im höfischen Zusammenhang beliebt. So treibt der Erzengel Gabriel als Jäger mit seinen Hunden das Einhorn in den Schoß Mariens, die sich an einen verschlossenen Ort zurückgezogen hat, der in unserem Fall durch die Orgel sogar als Kapelle zu erkennen ist.

Die erste Gesamtdarstellung



Gerd Heinrich (Hg.)

Tausend Jahre Kirche in Berlin-Brandenburg

1104 Seiten, 181 Abbildungen, gebunden, mit Zeittafel, Register und herausnehmbarer Karte
€ 68,-; sFr 128,-; €(A) 70,-
ISBN 3-88981-045-4

Der Weg des Christentums und der Konfessionen von den Anfängen an Havel und Elbe im 10. Jahrhundert bis an die Schwelle der Gegenwart. Mit Beiträgen von Peter Bahl, Gerhard Besier, Eva Börsch-Supan, Felix Escher, Iselin Gundermann, Gerd Heinrich, Thomas Klingebiel, Max-Ottokar Kunzendorf, Dietrich Kurze, Hans-Dietrich Looock, Horst Möller, Klaus Erich Pollmann, Wolfgang Ribbe, Peter Schmidt, Robert Stupperich, Rudolf von Thadden.

Bestellungen an den Buchhandel
oder: Wichern-Verlag
Telefon (030) 28 87 48 10
info@wichern.de

wichern.de



Figurengruppe aus der Kreuzigungsdarstellung, Altar der Dorfkirche in Grube (Landkreis Prignitz), Foto: D.Schuhmann

Die höfische Vorliebe für dieses Sujet lag nicht nur in der Darstellung der Jagd begründet, die im Mittelalter ein herrschaftliches Privileg war, sondern auch in der allegorischen Umsetzung des Themas der unbefleckten Empfängnis, das in dieser Form für die Minnelyrik eine große Rolle spielte. Es entstanden zahlreiche teure Bildteppiche mit der Ikonographie der Einhornjagd. Sie dienten der Raumaussstattung gehobenen Anspruchs und wurden als Luxusgüter über Ländergrenzen hinweg gehandelt. Die Motive fanden nicht zuletzt über grafische Reproduktionsverfahren wie Kupferstich und Holzschnitt Verbreitung und kamen so auch als Vorlagen in die Werkstätten von Malern und Bildschnitzern. Interessant bleibt jedoch, wie das Motiv Eingang in das Retabel der Dorfkirche in Wilsickow fand.

Der in andächtiger Haltung kniende Ritter im linken unteren Bildrand könnte einen Hinweis liefern, denn es handelt sich offensichtlich um den Stifter des Altarschreins, der sich auf diese Weise der Welt als andächtiger und rechtgläubiger Christ empfahl und damit auf eine günstige Aufnahme im Jenseits hoffte. Es ist denkbar, dass es

sich dabei um ein Mitglied aus der seit 1466 in Wilsickow ansässigen Familie von Arnsdorf handelte. Es bliebe jedoch noch zu prüfen, ob der um 1520 entstandene Altarschrein überhaupt zur ursprünglichen Ausstattung der dortigen Kirche gehört, denn nach der Reformation gelangten oft Nebenaltäre aus Stadt- oder Klosterkirchen in den ländlichen Raum. So geht man beispielsweise davon aus, dass der sogenannte Rossover Altar, der sich heute in der dortigen Dorfkirche befindet, ehemals in der Domkirche von Havelberg stand. Die so genannte »Böhmische Tafel« wiederum – eines der ältesten böhmischen Kunstwerke der Mark aus der Zeit um 1360 oder 1370 – befindet sich gegenwärtig in der Dorfkirche Pechüle (Landkreis Potsdam-Mittelmark) und dürfte ehemals als Retabel auf einem Altar der Klosterkirche Zinna gestanden haben.

Ein heute in der Mark Brandenburg selten vorkommendes Motiv ist auch die Darstellung der Kreuzigung Christi im Mittelschrein. Dieses zentrale Motiv der Passion weist direkt auf das Messopfer, das regelmäßig am Altar vollzogen wurde. Ein Beispiel einer wie eine Triumphkreuzgruppe aufgefassten Darstellung, in der nur Maria und der Apostel Johannes unter dem Kreuz stehen, ist das aus unterschiedlichen Zeiten stammende Retabel in Großziehten (Landkreis Dahme-Spreewald).

Im Verlauf des 15. Jahrhundert wird die so genannte »volkreiche« Kreuzigung immer beliebter. Angelehnt an die Beschreibung des Vorganges in den Evangelientexten, bietet sie breite Möglichkeiten für erfindungsreiche Figurendarstellungen und Ausdeutungen. In der Pfarrkirche von Grube (Landkreis Prignitz) hat sich ein solche Darstellung in einer etwas unbeholfen drastischen Bildsprache erhalten. Das Publikum unter dem Kreuz ist in zwei Lager aufgeteilt, in die trauernden Anhänger Christi, die sich unter dem Kreuz des reuigen Schächers versammeln (auf der höherwertigen, der her-

aldisch rechten Seite). Unter dem Kreuz des ungläubigen Schächers stehen dagegen die Schergen der Hinrichtung in ihren Eitelkeit und Übermaß verkörpernden Phantasiekostümen.

Einen im Passionsgeschehen folgenden Moment charakterisiert das Retabel mit der Marienklage aus der Dorfkirche Niebel (Landkreis Potsdam Mittelmark). Nach der Abnahme des Leichnams Christi vom Kreuz hält Maria ihren toten Sohn auf den Knien. In diesem Motiv steht das Leid der trauernden Mutter im Mittelpunkt, denn es wird hier auf jede weitere Figur verzichtet. Nach dem Zeitpunkt des Karfreitagsgebetes zur Kreuzabnahme und Beweinung wird dieses Motiv auch als »Vesperbild« bezeichnet. Es handelt sich um eine selbstständige Bildfindung des Mittelalters, die nicht auf die Evangelientexte zurückgeht, sondern einem seit dem 14. Jahrhundert zunehmenden Bedürfnis des individuellen Mitleidens der Passion Christi entgegenkommt. So fordert der Niederländer Wessel Gansfort im späten 15. Jahrhundert: »Es darf niemand in der Messe etwas anderes vornehmen, außer was Christus befohlen hat, nämlich seines Leidens zu gedenken.« Das Vesperbild führt auf diese Weise zu einer ganz persönlichen Zwiesprache zwischen Betrachter und Bild und bietet so einen Ausgangspunkt für verschiedene Formen individueller Andacht. Unter den Retabeln in Dorfkirchen bildet dieses Motiv eine Ausnahme und es bliebe zu überprüfen, ob es sich hier um den ursprünglichen Aufstellungsort handelt. Im Großen und Ganzen gleichen jedoch die erhaltenen Altarretabel der Dorfkirchen in ihren zentralen ikonographischen Motiven denen aus Stadt- und Klosterkirchen. Sie entstanden aus den gleichen religiösen Bedürfnissen heraus und wurden bisweilen von denselben Werkstätten angefertigt. Bis auf wenige Ausnahmen gehören die erhaltenen Retabel märkischer Dorfkirchen allerdings erst in das späte 15. und frühe 16. Jahrhundert und orientieren sich an künstlerischen Entwicklungen, die in der Retabelkunst der Stadt- und Klosterkirchen ihren Ausgang nahmen.

Es sind jedoch nicht nur diese Zusammenhänge, die jene in Dorfkirchen überkommenen Retabel für uns heute so wichtig und wertvoll machen. Mitunter sind sie die einzigen Reste der ehemals umfangreichen mittelalterlichen Ausstattung und künden von einer längst vergessenen religiösen Praxis in den ländlichen Pfarr- und Filialkirchen der Mark Brandenburg.

Peter Schmidt

Bohlendach, Achteck und Neugotik

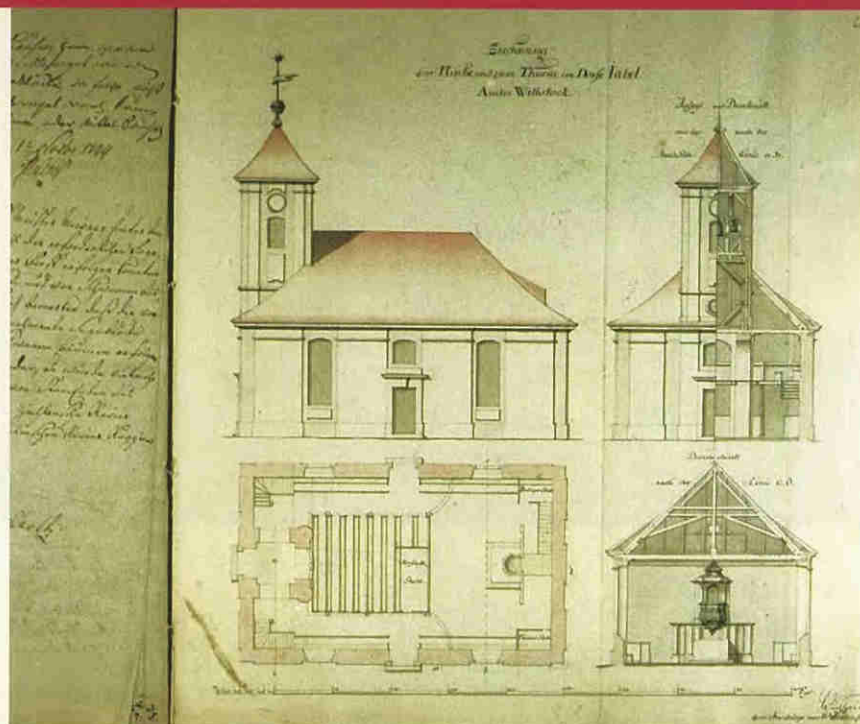
Dorfkirchenbau am Anfang des 19. Jahrhunderts

Dr. Peter Schmidt ist Historiker und z. Zt. Leiter des Bilderbogen-Dokumentationszentrums in Neuruppin.

Zwischen Reformation und Industrialisierung, vom ausgehenden 16. bis weit in das 19. Jahrhundert, entstanden in brandenburgischen Dörfern neue Kirchen zumeist nur dann, wenn Verfall oder Zerstörung dazu zwangen. Waren vom Verfall vornehmlich Fachwerkkirchen betroffen, so konnten zerstörenden Dorfbränden auch mittelalterliche Massivbauten zum Opfer fallen. Bei Kirchen königlichen Patronats war dann die staatliche Bauverwaltung gefordert, das heißt zunächst der zuständige Distriktsbaubeamte. Dessen Entwurf und Kostenanschlag gelangten auf einem sich wiederholt verändernden Verwaltungsweg an eine revidierende Instanz, gegen Ende der altpreussischen Zeit an das Königliche Ober-Bau-Departement respektive die Technische Ober-Bau-Deputation. Im Jahre 1770 gegründet, um das Bauwesen »in denen sämtlichen Provinzen ... auf einen beßern Fuß zu setzen«, war diese Oberbehörde weit mehr als ein bloßes Kontrollorgan. Um eine solide und dennoch kostensparende Bauweise zu erreichen, um zur Schonung der königlichen Forsten den Massivbau zu fördern und um »selbst Verbesserungen zu machen und neue nützliche Entdeckungen anzubringen«, hatte sie seit 1787 gegenüber den Provinzialinstanzen Weisungsrecht. De facto von Beginn an, de jure erst seit 1810 mit einer neu geschaffenen, durch Karl Friedrich Schinkel besetzten Ratsstelle, oblag ihr auch der »ästhetische Theil der Baukunst«.

Wie stark der tatsächliche Einfluss der Oberbaubehörde auf die konkrete Gestalt der Dorfkirchen war und wie verschieden die seinerzeit durchgesetzten Lösungen sein konnten, wird besonders in den für Preußen durch politische Umbrüche und staatliche Neuordnung, technische Innovationen und ästhetischen Wandel geprägten ersten beiden Jahrzehnten des 19. Jahrhunderts deutlich.

Drei in dieser kurzen Zeitspanne für



Dorfkirche Jabel. Entwurf des Bauinspektors Buchholz von 1799 (nicht ausgeführt)

die Gemeinden Jabel (1799–1803), Großmutz (1810–1814) und Glienicke bei Wittstock (1813–1817) geplanten und errichteten Kirchen sollen hierfür als Beispiel dienen.

Jabel

Die Kirche von Jabel, ein Fachwerkbau unbestimmten Alters, war gegen Ende des 18. Jahrhunderts derart baufällig, dass sich das Kurmärkische Amtskirchen-Revenuen-Direktorium veranlasst sah, den zuständigen Bauinspektor Friedrich Buchholz mit einer Untersuchung des Bauzustandes zu beauftragen. Buchholzens Bericht vom 25. Mai 1799 beschreibt die Fachwerkkirche von Jabel als »ein sehr altes Gebäude«, das nunmehr »versackt, wandelbar und baufällig« und ohnehin für die bestehende Gemeinde zu klein sei. Die Kanzel drohe einzustürzen, die Emporen seien äußerst desolat, der niedrige Turm hänge über und sei vom Giebel gewichen. Kurzum – so das Fazit des Berichtes – Kirche und Turm seien »zu keiner mit Nutzen zu veranstaltenden Reparatur und Veränderung fähig«.

Das Amtskirchendirektorium erteilte daraufhin am 8. August 1799 den Auftrag, »einen Anschlag zu einer neuen nicht unnötig verzierten Kirche mit einem kleinen Thurm so groß als solche die Stärke der Gemeinde erfordert« anzufertigen. Mitte November legte Buchholz den Bauentwurf vor. Die neue mit 2.034 Talern veranschlagte massive Kirche sollte deutlich größer als die alte Fachwerkkirche werden.

Anschlag und Zeichnung wurden nun an das Ober-Bau-Departement geschickt, das jedoch – »weil die Einrichtung der Kirche zur Ersparung des Holzes und der Kosten einer Abänderung bedarf« – die Revision dieses Anschlages rundweg ablehnte. In einem am 27. März 1800 datierten Gegenentwurf ging es hauptsächlich um den Dachstuhl. Die Oberbaubehörde empfahl für die Kirche ein preiswerteres Bohlendach und übersandte dazu eine eigene Zeichnung, nach der Buchholz ein neues Projekt fertigen sollte.

Mitte Juli hatte der Bauinspektor die Auflagen erfüllt und »den Anschlag von dem Kirchen Baue mit einem Dache



Jabel. Ev. Dorfkirche heute |

von Breter Sparren, so wie es sich nach der Zeichnung hat thun lassen wollen, angefertigt«, doch beim Holzbedarf lediglich eine Einsparung von 39 Talern ermittelt; die Gesamtkosten des Kirchenbaues waren sogar um 182 Taler gestiegen. Das Hauptargument der Oberbaubehörde schien damit entkräftet und Buchholz fragte an, »nach welchem von beyden Anschlägen (seinem eigenen oder dem des Ober-Bau-Departements – P. S.) ein Hohes Collegium den Bau der Kirche zu genehmigen geruhen werde«.

Das Amtskirchendirektorium war unschlüssig, doch die Oberbaubehörde hielt an den eigenen Vorschlägen fest. Die Arbeitslöhne wurden niedriger angesetzt, Helmstange, Knopf und Wetterfahne »als eine entbehrliche Zierde« des Turmes gestrichen und so die Gesamtkosten auf 1966 Taler heruntergerechnet; eine Einsparung von dennoch weniger als vier Prozent gegenüber Buchholzens erstem Entwurf. Der Eifer der Oberbehörde hatte offenbar noch andere Gründe, es ging – wie es das Schreiben vom 6. September 1800 erkennen lässt – ganz offensichtlich um die Durchsetzung des seinerzeit modernen Bohlendaches, dessen Vorteile, »weil statt der Bretter zu den runden Dachsparren aus Sägeblöcke zu schneiden, hierzu gesundes Holz von Schwammbäumen« genommen werden könnte, lang und breit geschildert werden.

Initiator dieses von den Räten Seidel, Rothe und Berson unterzeichneten Schreibens dürfte der Philipp Bernhard Berson gewesen sein, der in dieser Region seit Jahren beim Retablissement der abgebrannten Stadt Neuruppin engagiert war. Um 1800 näherte sich der Wiederaufbau Neuruppins mit der Errichtung von Rathaus und Pfarrkirche seinem Ende. Beide Bauten wurden im Frühjahr 1801 begonnen, beide hatte Berson entworfen und beide erhielten auffallende Bohlendächer. Was für städtische Repräsentationsbauten in Neuruppin um 1800 gut und richtig war, konnte für eine kleine Dorfkirche in der Prignitz nicht falsch sein; Bauinspektor Buchholz musste sich fügen.

Im Juni 1802 war der Kirchenbau in Jabel zur Hälfte und im Oktober bis auf die Ausmalung gediehen. Am 13. Mai 1803 zeigte Amtszimmermeister Schulz die Fertigstellung an. Dass die um 1800 fast euphorische Begeisterung für das Bohlendach, an der nicht zuletzt die Veröffentlichungen David Gillys ihren Anteil hatten, mit auftretenden Bauschäden an diesen Konstruktionen sehr bald kritischer Distanz wich, zeigt sich auch in Jabel. Schon 1831 wird das Kirchendach als »mit Bohlenbogensparren leicht und schlecht construiert« bezeichnet; der Dachverband hatte sich unter der Last der Dachsteine verschoben und blieb eine Quelle ständiger Reparaturen.

Großmutz

Im September 1814 berichtete der königlich preussische Regierungsrat und Landbaumeister August Ferdinand Triest über die äußere Fertigstellung einer neuen Kirche in Großmutz und lobte in seinem Schreiben an die Potsdamer Regierung das besondere Verdienst des noch jungen Bauinspektors Johann Carl Ludwig Schmid, der »den neuen Thurm (dieser Kirche) ganz nach der Idee des Geheimen Ober Bau Assessors Schinkel angefertigt hatte«. Zwei Jahre später war dieses Gotteshaus auch im Inneren vollendet und in Großmutz eine der ersten neugotischen Kirchen Brandenburgs entstanden.

Der Anlass für diesen Kirchenneubau war ein Feuer, das im Frühjahr 1808 fast das ganze Dorf eingeäschert hatte. Auch die gotische Feldsteinkirche war ausgebrannt. Dach und Gebälk waren zerstört, die Glocken geschmolzen. Die Umfassungsmauern aus Granit hatten dem Feuer jedoch widerstanden und hätten, wie seinerzeit üblich, wieder verwendet werden können. In Großmutz sollte es jedoch anders kommen, denn das Feuer hatte noch am Brandtage den Amtszimmermeister Schulz aus Altruppin angelockt. Der Bauunternehmer witterte einen lohnenden Auftrag und bewarb sich sogleich um den Kirchenneubau.

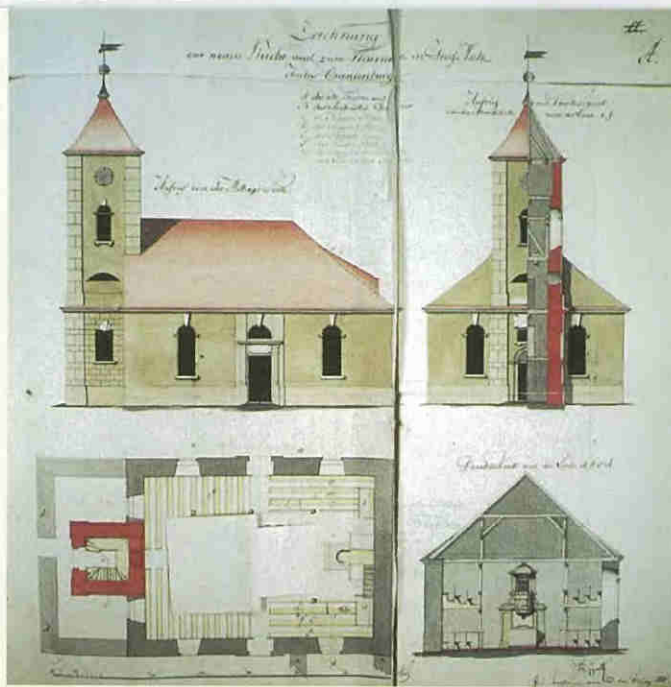
Für Großmutz war der Oranienburger Bauinspektor Eckel zuständig, der

sehr schnell den ersten Entwurf für einen Neubau einreichte und die noch stehenden Mauern vom Amtszimmermeister einreißen ließ. Für 5.580 Taler sollten das Kirchenschiff um sechs Meter verlängert und ein zwanzig Meter hoher Turm angefügt werden. Ein solcher Aufwand ging der Oberbaubehörde jedoch zu weit. Die Kurmark hatte sich vom Durchmarsch napoleonischer Truppen und der anschließenden Einquartierung kaum erholt, die Kassen waren leer. So beauftragte die Ober-Bau-Deputation den Wittstocker Bauinspektor Buchholz mit einer unvoreingenommenen Untersuchung. Dieser schlug vor, die Kirche wieder in den alten Maßen unter Verwendung der vorhandenen Feldsteine aufzubauen und in spätbarocken Formen abzutupfen.

Im März 1810 reichte Buchholz einen detaillierten Kostenanschlag über 3.120 Taler nach Potsdam ein. Hier, in der neu gebildeten Regierung war seit 1809 Ferdinand Triest der Vorgesetzte der kurmärkischen Bauinspektoren. Der Gilly-Schüler Triest akzeptierte zwar die Grundidee, verwarf jedoch die vorgeschlagenen Formen. »Ich füge daher eine andere Zeichnung zu Kirche und Thurmsicht bei, die dem jetzigen modernen Geschmack angemessener ist«, schrieb er seinem Kollegium. Die kubischen Formen Triests lassen den Einfluss Gillys spüren. »Insofern die Kirche nicht ganz neu, sondern nur wieder hergestellt wird«, hielt Triest eine Revision durch die Ober-Bau-Deputation »für überflüssig und zeitraubend«.

Doch inzwischen war Bauinspektor Eckel wegen seiner Versäumnisse mit 48 Talern Strafgeld belegt worden und hatte dagegen geklagt. In dem sich bis zum Innenministerium ausweitenden Streit bemerkte die Oberbaubehörde, dass ihr die neuen Pläne gar nicht vorgelegen hatten, und forderte nun den Vorgang mit dem schließlichen Ergebnis an, dass auch Triests Entwurf nicht realisiert wurde. Karl Friedrich Schinkel, seit 1810 in der Ober-Bau-Deputation als Assessor für das ästhetische Fach zuständig, nahm sich dieses gerade aktuellen Baues an. Er entwarf einen gotischen Turm mit eisernen Maßwerkfenstern und eiserner Tulpe auf dem Frontispiz und brachte damit ganz neuartige Elemente an die Großmutter Kirche. Der mit der Ausführung beauftragte Zehdenicker Bauinspektor Schmid fügte den gotischen Ostgiebel und eine ebensolche Sakristei hinzu.

Die Handwerksmeister, die den letztlich rund 4.200 Taler kostenden Bau ausführten, hatten in der durch



Großmütz. Entwurf des Bauinspektors Buchholz von 1810 (nicht ausgeführt)



Großmütz. Entwurf des Landbaumeisters Triest von 1810 (nicht ausgeführt)

manche Unterbrechung fast vier Jahre währenden Bauzeit erhebliche Schwierigkeiten zu überwinden. Im April 1813 fragten sie vorsichtig an, ob sie, »da sich seit dem vorigen Jahre die Lage des Staates durch den Krieg verändert hat ... auch mit Zuverlässigkeit auf die Auszahlung« der Baugelder rechnen dürften und im folgenden Jahre klagte der Zimmermeister, dass bereits vierzehn seiner Leute »unter dem Militair« stünden und er daher mit dem Bau nicht fortkomme.

In diesen für Preußen bewegten Jahren entstand in Großmütz ein »mit nicht gewöhnlicher Sorgfalt gearbeitetes« beispielgebendes Bauwerk, an dem die Unternehmer, wie es im Revisionsbericht weiter heißt, »bei vielen Positionen der Maurerarbeit, insofern dieselbe gotische Verzierungen zum

Gegenstände hatten, wegen Ungewohntheit der Arbeiter zugesetzt haben, so dass sie ... kaum für Arbeit, Mühe und Auslagen entschädigt« worden sein dürften.

Glienicke bei Wittstock

Gegen Ende des 18. Jahrhunderts war auch die kleine Fachwerkkirche in Glienicke baufällig. Da seitens des Patronatsvertreters nichts geschah, schrieb im Jahre 1813 das Amt Wittstock in der nun wohl gebotenen Dramatisierung an die Potsdamer Regierung, dass die Gemeinde Glienicke »nur noch mit Lebensgefahr in die Kirche gehen« könne. Der daraufhin eingeforderte Bericht des Bauinspektors Friedrich Buchholz bestätigte den fortgeschrittenen Verfall, »indem bey dem häufigen Eindringen des Regens durch



Großmutz. Kirche heute (ausgeführt nach Schinkel und Schmid), Foto. P. Schmidt

das sehr weit gelattete Ziegeldach das Gebäude verschoben und versackert (und) keiner zweckmäßigen Reparatur mehr fähig« sei. Buchholz fügte seinem Bericht vorsorglich einen Kostenanschlag und eine Zeichnung für einen Neubau bei. Der Bauinspektor stellte

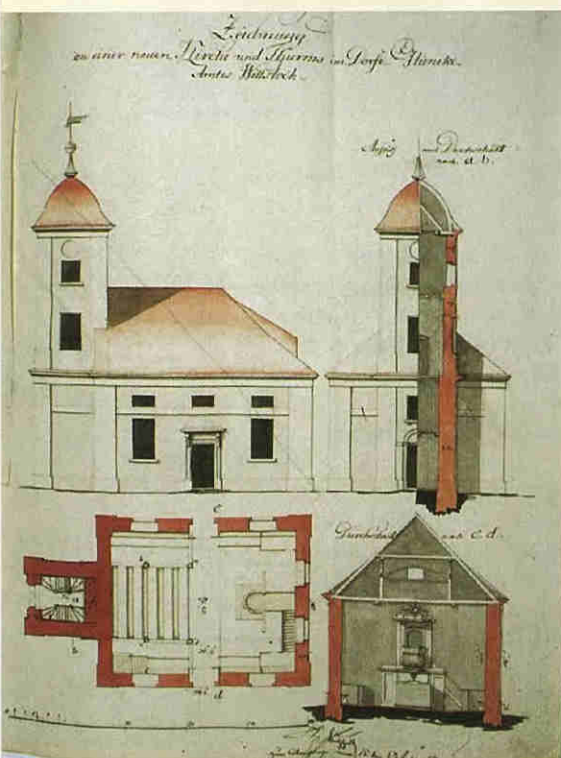
sich für Glienicke einen Massivbau von elf mal neun Metern Außenmaß mit quadratischem Turm in den schlichten Formen der preußischen Landbauschule vor, ähnlich wie er in seiner nunmehr fast 30-jährigen Dienstzeit wiederholt einfache Kirchen entworfen hatte. Ein Gotteshaus kaum größer als die alte Fachwerkkirche, aber aus beständigem Material.

Doch dieser auf dem vorgeschriebenen Dienstweg an die Königliche Ober-Bau-Deputation gelangte Entwurf fand in Berlin keine Zustimmung. Mit der Begründung, dass bei »kirchlichen Gebäuden von so geringem Umfange« die alten Formen für das, was sie bewirken sollen, »einen viel zu großen Aufwand« erforderten, wurde Buchholzens Entwurf abgelehnt und die Ausarbeitung eines neuen Anschlags nach einer von Schinkel beigelegten Skizze als Achteck mit spitzem Mittelsturm gefordert. Der Potsdamer Regierungsrat Triest, der diesen Bescheid auszurichten hatte, schrieb am 31. März 1814 an Buchholz, dass in dem neuen Projekt dieselbe Anzahl Menschen Raum finden würde, und betonte – wohl um seinen Distriktsinspektor nicht völlig vor den Kopf stoßen zu müssen –, dass darüber hinaus »durch diese achteckige Form ... wesentliche Einsparungen entstehen müssten«. Buchholz befolgte die Anweisungen seiner Vorgesetzten und reichte innerhalb von zwei Wochen einen neuen Kostenanschlag nebst

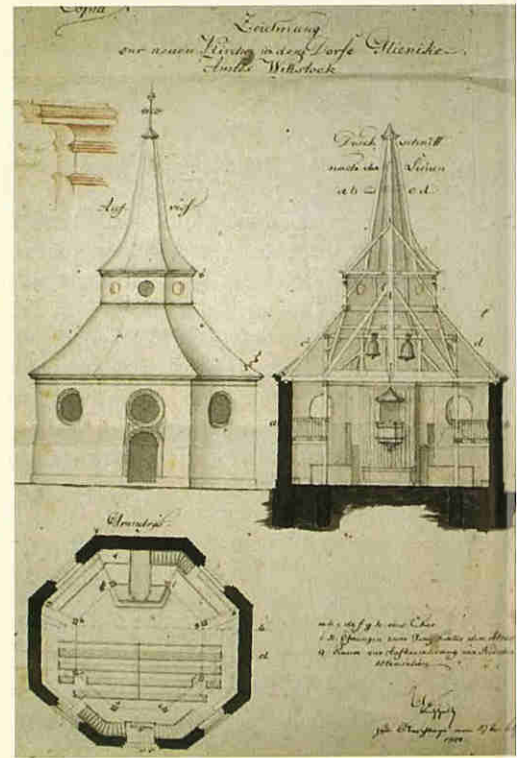
Zeichnung ein. Da aber bei den 1.952 Talern, die die achteckige Kirche kosten sollte, die Einsparung lediglich sechs Prozent betrug, versuchte er noch einmal seinen eigenen Vorschlag akzeptabel zu machen. »Ob aber«, so schrieb er im April 1814, »durch den Bau nach dem gegenwärtigen Anschlag eben die Solidität, Dauer und Feuersicherheit bezwecket werden wird, die der Bau nach dem Anschlage vom 12ten October 1813 (seinem eigenen nämlich – P. S.) gewähret, und also jener zu wählen seyn wird, muß ich ganz gehorsamst anheim stellen.«

Anders als dem Bauinspektor war dem Regierungsrat Triest jedoch klar, dass es Schinkel hier nicht um die eingesparten 124 Taler ging und deshalb der Buchholzsche Entwurf auch gar nicht mehr ernsthaft als Alternative stehen konnte. Ebenso klar war ihm allerdings auch, dass die Ausführung dieses Entwurfs auf dem platten Lande Schwierigkeiten machen würde, und hatte deshalb vorsorglich Diäten für einen aufsichtsführenden Baukondukteur eingeplant, da die Konstruktion dieser Kirche »von der gewöhnlichen abweicht und in dieser Gegend bei der Unwissenheit der Handwerker leicht bedeutende Fehler bei der Ausführung statt finden können, die nachher nicht mehr zu verbessern sind«.

Nachdem Schinkel per Skizze noch in Rot die genauen Profile zu den Ge-



Glienicke. Entwurf nach K. F. Schinkel von 1814 (ausgeführt)



Glienicke. Entwurf des Bauinspektors Buchholz von 1813 (nicht ausgeführt)

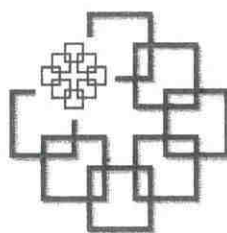
simsen vorgeschrieben hatte, konnte im April 1815 der Bau begonnen werden. Während der Rohbau insgesamt recht schnell gedieh und schon im August mit Deckung der Dächer begonnen wurde, verzögerte sich der Innenausbau erheblich. Die Ausmalung folgte 1817, die Endabnahme des Baues zog sich bis zum Januar 1819 hin.

So schön und ungewöhnlich die Kirche in Glienicke auch ausgefallen war, so machte sie doch bald Probleme. Nur zwanzig Jahre nach Fertigstellung war das Dach »in höchstem Grade schadhaft« und auch der Innenraum hatte bereits gelitten. Ließ sich der Turm im 19. Jahrhundert auch mit viel Aufwand immer wieder sanieren, so reichten die Mittel dazu nach dem letzten Kriege nicht mehr. Schinkels Urheberschaft war vergessen, der Verlust des Turmes hat die Proportionen zerstört und das Gotteshaus im Äußeren bis zur Unkenntlichkeit entstellt. Im Inneren findet der Besucher allerdings die nahezu unveränderte Einrichtung einer Kirche des beginnenden 19. Jahrhunderts, ein Beispiel für Schinkels Suchen nach gleichermaßen ästhetischen wie zweckmäßigen Lösungen für den Landkirchenbau.



Glienicke. Kirche heute, Foto: P. Schmidt

Damit *Leben* in die *Kirche* kommt – Treten Sie ein!



Kircheneintrittsstellen

im Berliner Dom, Telefon (0 30) 20 45 11 00

in der Kirche zum Heiligen Kreuz, Telefon (0 30) 20 45 11 02

in der Kaiser-Wilhelm-Gedächtniskirche, Telefon (0 30) 20 45 11 01

Evangelische Kirche in Berlin-Brandenburg

InfoPortal: www.BB-evangelisch.de

InfoTelefon: (0 30) 2 43 44 121

Eva Gonda

Neuer Glanz für strahlende Kronen

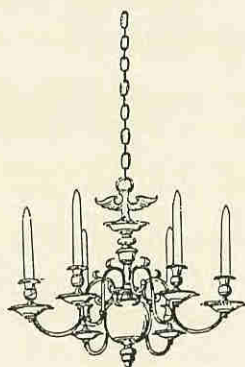
Werkstattbesuch bei der Restauratorin Karina Kinzelt

Eva Gonda, Journalistin, ist Redakteurin von »Alte Kirchen«, dem Mitteilungsblatt des Förderkreises.

Der Messingkronleuchter auf dem Tisch in der kleinen Restaurierungswerkstatt beansprucht fast die gesamte Arbeitsfläche. Seine Arme mit den Tropfschalen und Kerzentüllen am Ende schwingen S-förmig aus, eine üppige Kugel blinkt am unteren Ende des Schafts, während sich oben ein Doppeladler majestätisch spreizt.

In der Werkstatt der Dipl.-Restauratorin Karina Kinzelt im Städtchen Peitz bei Cottbus liegen, hängen, stehen allerlei metallene Zeugen aus alter Zeit: ein schlichtes Kreuz, ein altertümliches Türschloss, ein Bügeleisen; dazu Werkzeuge, wie winzige Bohrer, Bürstchen, Pinsel. Die gelernte Silberschmiedin hatte sich in ihrem anschließenden Studium auf Metallrestaurierung spezialisiert, und so verhalf sie in zwanzigjähriger Berufspraxis schon so manchem kunsthistorischen Kleinod zu neuem Glanz. Spuren ihres Wirkens lassen sich unter anderem in Pücklers Schloss und Park Branitz ablesen. Ihre besondere Liebe aber gilt jenem kunstvollen Kronleuchter, der insbesondere im Barock seine Blütezeit hatte und heute auch in mancher Kirche noch sein warmes Licht spendet: der Flämischen Krone.

Seinen Ursprung hat dieser Messingleuchter im Gebiet zwischen Maas und Eifel. Nach 1600 wurde der dort ausgeprägte Leittyp aber auch von anderen Werkstätten übernommen. Charakteristisch ist der profilierte, von einer Statuette oder einem Wappentier bekrönte Schaft, den unten eine große Kugel abschließt. Von ihm schwingen die gebogenen Kerzenarme einfach oder mehrstöckig aus. Später wurde diese einfache Form bereichert: Mitgegossener ornamentaler Schmuck unterbricht den Verlauf der langen Arme, rosettenförmige Reflexkörper vervielfältigen die Lichtwirkung des blankpolierten Messings, das die Stelle leuchtenden Goldes vertritt. In die Kugeln unten wurden oft fromme Sprüche oder die Namen der Stifter eingraviert.



Die älteren Leuchter wurden in ihren Einzelteilen im Messinggussverfahren hergestellt. Die jüngeren entstanden aus dünnerem Material, die einzelnen Teile wurden aus Blechen über Formen gedrückt. Das reduzierte erheblich das Gewicht, doch diese zarteren Leuchter sind heute vielfach durch Brüche und Risse stark geschädigt.

Diese Schäden sind nicht die einzigen Probleme, die Karina Kinzelt bei der Restaurierung Flämischer Kronen zu schaffen machen. Die ursprünglich Wachskerzen tragenden Leuchter wurden später vielfach elektrifiziert – mehr Licht und vor allem Brandschutz waren durchaus verständliche Gründe. Doch dabei wurden die graziösen Arme durch dicke Kabel verunziert, die Tüllen und Tropfschalen durchbohrt – irreversible Eingriffe. Da diese Umbauten zumeist Jahrzehnte zurückliegen und nicht erneuert wurden, stößt die Restauratorin zudem sehr oft auf überalterte, gebrochene Elektrokabel und angeschmorte Lampenfassungen mit höchster Brisanz. Doch auch heute noch entschließt man sich hier und da

zur Elektrifizierung alter Kronleuchter, wie etwa im Zuge der Sanierungsarbeiten an der Deutschen Kirche in Vetschau. In diesem Falle also musste die Restauratorin selbst die bis dahin unversehrten Leuchter durchbohren – es war nicht ihr angenehmster Auftrag in jüngster Zeit.

Zumeist aber hat es Karina Kinzelt damit zu tun, jahrhundertealte Verschmutzungen chemisch und mechanisch abzutragen. Oxidation und Schmutz, auch wenn sie manchem als Zeichen ehrwürdigen Alters willkommen sind, wirken immer auch zerstörend. Um sie zu entfernen, sind unzählige Handgriffe nötig. Große Leuchter bestehen aus mehr als 300 auseinanderzunehmenden Einzelteilen, die alle während der Restaurierung mehrfach in die Hand genommen werden müssen. Manches verloren gegangene Detail ist zu rekonstruieren. Nicht selten landet ein kompletter Leuchter in Hunderten Teilen ohne Gesamtansicht oder gar »Bauanleitung«, sozusagen als »Katze im Sack«, auf dem Tisch von Karina Kinzelt. Bei diesem Puzzle helfen ihr dann nur das Wissen um die Grundstruktur und ihre Berufserfahrung.

Die Flämischen Kronen, heute noch Prunkstücke in manchen Dorfkirchen, stehen leider oft hinten an, wenn es um dringliche restauratorische Aufgaben zum Erhalt der sakralen Bauten und ihrer zumeist kostbaren Ausstattung geht. Sie gehören aber ebenso zum Interieur und vervollständigen mit ihrem Glanz und ihrem Leuchten den erhabenen Charakter des Kirchenraums. Ihnen gebührt die gleiche aufmerksame Zuwendung.

Jan Feustel

In Fachwerk und Granit

Zwei Dorfkirchen im Südwesten der Mark nach Stülers Musterentwürfen

*Dr. Jan Feustel ist Autor mehrerer
Bücher zur Geschichte und
Kultur Berlins und der Mark
Brandenburg*

Dippmannsdorf

Kreisbaumeister Buttmann aus Treuenbrietzen beklagte sich am 27.1.1858 bei der königlichen Regierung. Da war er am 19.10.1857 beauftragt worden, die vorliegenden Zeichnungen für den Neubau einer Fachwerk-Dorfkirche in Dippmannsdorf »zum Massivbau umzuarbeiten«. Dies hatte die dortige Gemeinde selbst beantragt, was die königliche Regierung auch unterstützte – gab man doch dem Steinbau wegen »größerer Haltbarkeit und Feuer-Sicherheit« (Stüler) unbedingt den Vorrang. Nun drang Buttmann auf die Zusendung »der über Anfertigung von Kirchen-, Pfarr- und Schulhäusern ergangenen Entwürfe, welche sonst jederzeit in den Bau-Bureaus vorrätig gehalten werden«. Wo sollte sich der Baubeamte denn bei seiner Entwurfsarbeit sonst orientieren? Auch wenn Buttmanns Mühen letztlich umsonst waren, weil die Gemeinde die Mehrkosten für ein steinernes Gotteshaus doch nicht aufzubringen vermochte – die Aktennotiz zeigt die Bedeutung jener »Entwürfe zu Kirchen, Pfarr- und Schulhäusern«, die zwischen 1844 und 1862 in verschiedenen Lieferungen erschienen. Schließlich entsprach auch der 1860 eingeweihte Fachwerkbau der Dippmannsdorfer Kirche einem Entwurf dieser Sammlung.

262 Kirchen und 11 Kapellen schreibt das posthum erschienene Werkverzeichnis »Preußens wichtigsten Architekten zwischen Schinkel und der Gründerzeit« (Stüler-Biografin Eva Börsch-Supan) Friedrich August Stüler (1800–1865) zu. Wie kein anderer verstand Stüler, den künstlerischen Ambitionen des Königs Friedrich Wilhelm IV., des »Romantikers auf dem Thron« und Hobby-Architekten, zu entsprechen und dessen Skizzen oft genug stilvoll in die Wirklichkeit umzusetzen. Bei der tiefen Religiosität des Königs nahmen Kirchenbauten dabei einen breiten Raum ein. Vom König inspiriert



Dorfkirche in Dippmannsdorf (Landkreis Potsdam-Mittelmark), Foto: Torsten Kahlbaum

und zustimmend abgesegnet war auch jene Vorbildersammlung »Entwürfe zu Kirchen, Pfarr- und Schulbauten« als Orientierungshilfe für die weithin überlasteten Staatsbaubeamten: 36 ausführliche Entwürfe und 10 Einzelskizzen, meistens von Stüler selber ausgeführt. Selbst unter sparsamster Aufwendung an Mitteln wurden hier Kirchen vorgestellt, die nicht nur zweckmäßig eingerichtet sind, sondern »auch in der Erscheinung des Äußeren und Innern der Gebäude der Idee entsprechen, die die Mehrzahl der Kirchenbesucher verwirklicht sehen will«, wie Stüler im Vorwort von 1844 schrieb. Keineswegs sollten standardisierte »Normal-Pläne« vorgelegt werden, wie es Karl Friedrich Schinkel 1827 mit seinem Normalkirchenentwurf auf Order von Friedrich Wilhelm III. »als Muster für den Bau aller kleineren evangelischen Kirchen« unternommen hatte:

Die »Entwürfe für Kirchen, Pfarr- und Schulbauten« zeigen nicht nur verschieden große Kirchen, sondern auch Formen des »preußischen Rundbogenstils« neben solchen der Neugotik und vor allem die Verwendung unterschiedlicher (und unterschiedlich teurer) Baumaterialien.

Auf den Blättern 16 und 17 jenes Sammelwerkes, die spätestens 1846 bereits publiziert waren, stellte Stüler eine »Landkirche in Holzbau für 320 Personen« vor, wobei er im Erläuterungstext betont, dass »die Anwendung des Holzbaus mit Recht auf die Fälle beschränkt wird, in welchen die Mehrkosten des Baus in Stein ... durchaus nicht aufzubringen ... sind«. Und solch ein Fall lag in der Fläminggemeinde Dippmannsdorf, einem Dorf des Amtes Belzig, vor. Dort war die marode Dorfkirche 1845 wegen Baufälligkeit baupolizeilich geschlossen worden, ein

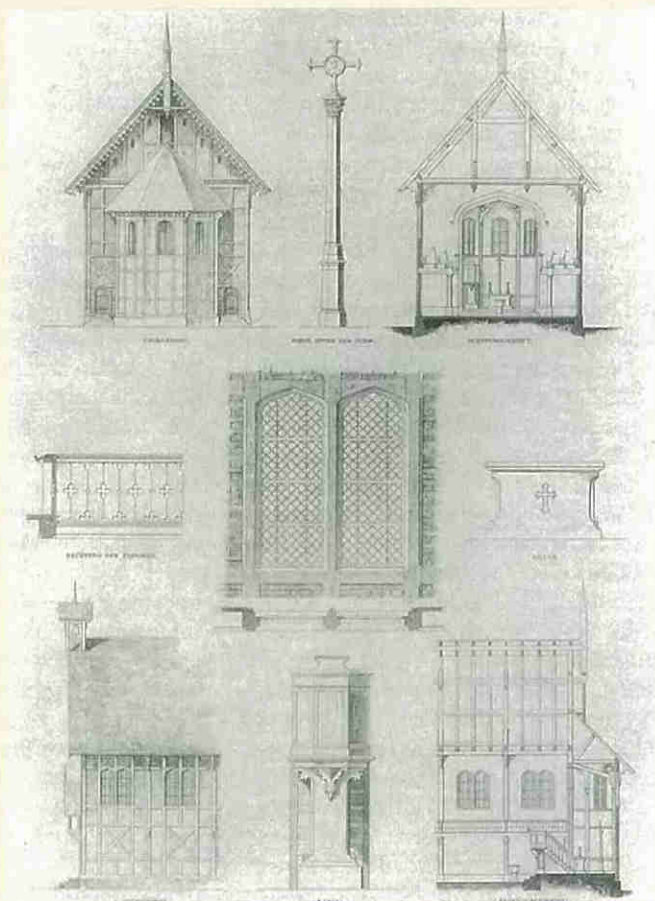
Neubau erwies sich als unumgänglich, denn der eigens für die Dippmannsdorfer in der Mutterkirche Lütte eingerichtete Gottesdienst wurde »nicht sehr fleißig besucht«. Also legte Bauinspektor Wilmanns aus Jüterbog schon am 8. März 1848 der königlichen Regierung eine »Mappe mit Zeichnungen und Anschlägen« für das Kirchenbauprojekt vor, die von der Ober-Baudeputation ebenso wie von König Friedrich Wilhelm IV. als Kirchenpatron auch bis zum Sommer des Jahres genehmigt wurden. Eva Börsch-Supan vermutet, dass sich schon jene (nicht erhaltenen) Pläne an Stülers Fachwerk-Musterentwurf orientierten – hatte doch die königliche Regierung Wilmanns wegen der »Bedürftigkeit der Gemeinde« zu »größtmöglicher Kostenersparnis« angehalten. Und das nicht umsonst – denn die Frage, wer die knapp 3.150 Taler Baugelder aufzubringen hätte, blockierte erst einmal das Projekt. Dippmannsdorf lag im altsächsischen, erst 1815 zu Preußen geschlagenen Territorium, und die beibehaltene sächsische Kirchenverfassung verpflichtete den Patron zu keinem Beitrag an den Baukosten. Die Gemeinde, die größtenteils aus armen Büdnern

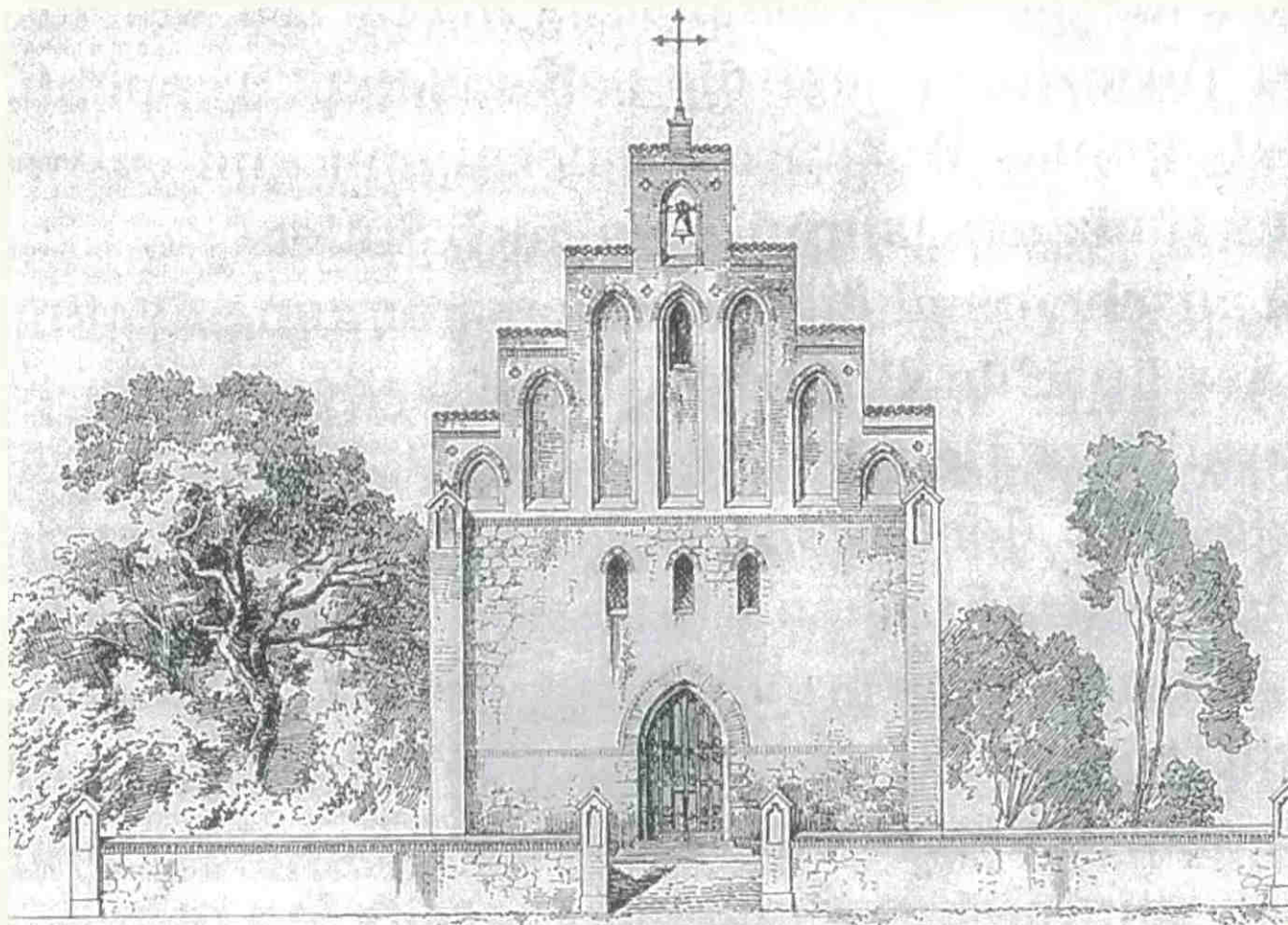
bestand, sah sich auch außerstande, »durch Ansammlung von Beiträgen einen Baufond zu bilden«, und Gnadengeschenke aus des Königs Schatulle waren – wie das Ministerium für geistliche Angelegenheiten am 2. Juli 1849 mitteilte – »derzeit nicht zu erwarten«. Ob jenes, bis 1852 sogar zum Provinz-Konsistorium vorgedrungene Gerücht, die ganze Gemeinde Dippmannsdorf wolle gar zum Katholizismus übertreten, weil »für die dortige auffällige Kirche bisher das Erforderliche von Seiten der Behörden noch nicht hat geschehen können«, von den Einwohnern selber bauernschlau lanciert wurde? (Natürlich stritten sie solche Absichten in einem offiziellen Protokoll vom 21. Dezember 1852 selber energisch ab, nicht ohne dabei ihrem Wunsch nach obrigkeitlicher Sorge für eine neue eigene Kirche zu bekräftigen.) Jedenfalls wurde im selben Jahre 1852 »lediglich durch die gnädige Vermittlung« des Konsistoriums eine Kollekte zum Dippmannsdorfer Kirchbau genehmigt. Die Erträge allerdings reichten nicht aus. Sollte die Ausstreuung jener »kirchenbaubeschleunigenden Mär« von ihren Konvertiten-Gelüsten wirklich eine findige Intrige der Dippmannsdorfer ge-

wesen sein, so fielen sie nun in die selbstgegrabene Grube. Denn im Oktober 1853 schlug das Rentamt Belzig vor, jeder »volle Mann« in Dippmannsdorf sollte drei Jahre lang einen Taler monatlich in den Kirchenbaufond einzahlen, und am 16. Dezember des Jahres kloppte ein Resolut die Abgabepflicht der Einwohner unumstößlich fest. Dabei nutzten die Dippmannsdorfer derweil in ihrem Ort bereits einen Raum für ihre vierzehntägigen Gottesdienste – die »sehr geräumige Schulstube« im neu errichteten Schulhaus. Auch weiterhin gab's Querelen – so wollten die Kossäten keinesfalls ebenso wie die Hüfner als »volle Männer« löhnen. Aber als am 13. Mai 1857 nun doch ein königliches Gnadengeschenk von 1.000 Talern erfolgte, hatte sich endlich genug Baugeld akkumuliert – und nach den eingangs geschilderten Disputen ums Material des neuen Gotteshauses wurde im Dezember 1858 der Bau der Kirche öffentlich ausgeschrieben. Am 23. Januar 1861 wussten die Dippmannsdorfer der königlichen Regierung in Potsdam zu vermelden, »daß der von dem Maurermeister Wilhelm Eiserbeck zu Belzig im Jahre 1859 begonnene Neubau unserer Kirche im Jahre

Dippmannsdorf, Altarraum

Blatt 17 aus Stülers »Entwürfen zu Kirchen, Pfarr- und Schulbauten«





Blatt 1 aus Stülers Entwurfszeichnungen

1860 von demselben im Bau vollendet worden ist, so daß die neuerbaute Kirche am 4. November des Jahres eingeweiht werden konnte.

Auch wenn Einzelheiten mit jenem Musterentwurf Stülers nicht deckungsgleich sind (so ist in Dippmannsdorf eine zweite Fensterreihe unter der Empore eingebaut, und auch die Fachwerkformen mit ihren großen Andreaskreuzen differieren zu den Zeichnungen des Architekten) – hier im Flämingdorf wurde die »Landkirche im Holzbau« aus der Vorbildsammlung erstaunlich getreu realisiert. Den rechteckigen Ziegelfachwerkbau bekrönt ein weit überstehendes Dach mit ausgesägten Schmuckleisten, soll es doch »die äußeren Wandflächen ... vor Nässe schützen und ... den ganzen Fuß des Gebäudes trocken halten«, wie Stüler im Text zu jenem Entwurf erklärt. Die paarig angeordneten (oberen) Fenster der Längsseiten schließen in Tudorbögen. Den Innenraum umzieht auf drei Seiten eine Empore. Zur Gestaltung der Balkendecke fordert Stüler: »Es sind die Balken nicht durch Schalung zu verbergen«, denn »es ist im Wesen der

Holzarchitektur begründet, daß jede Construction dem Auge klar dargelegt ... wird.« Die Decke der polygonalen Apsis ist »mit durchbrochenen, von den Ecken aus zentrallaufenden Rippen verziert«. Nur auf ein sozusagen zentrales Detail des Musterentwurfes wurde verzichtet: Anstelle des »schönen Kreuzes auf achtseitiger Säule mit Blattkapitell in der Apsis« (Eva Börsch-Supan), das Stüler vorsah, stellten die Dippmannsdorfer mit Genehmigung der königlichen Regierung ihren alten barocken Altaraufsatz von 1705 wieder auf.

Ob nun in dieser originellen Architektur der »Schweizer Stil der Schinkel-Schule« anklingt, wie Ilse Schröder im DEHIO von 1987 über die stilistisch ähnliche Kirche von Zerpenschleuse urteilt, ob sich Eindrücke von Stülers Englandreise 1842 hier niederschlagen oder gar »Elemente des Heimatstils vorweggenommen werden«, wie Gerhard Vinken im DEHIO von 2000 urteilt – Stülers Kommentar versucht jene Formen des Fachwerk-Entwurfes, die von seinen steinernen Kirchenbauten eklatant abweichen, aus der Spezifik des

Baumaterials abzuleiten. »Stein- und Holzbau sind in ihrer Charakteristik auszubilden«, heißt es 1852 nicht umsonst im ministeriellen Runderlass zum Bau evangelischer Kirchen. Eigentlich hielt Stüler laut den Erläuterungen zum Entwurf den Holzbau nur »in holzreichen, namentlich in gebirgigen Gegenden« für angebracht (ob das Flämingland zu dieser Kategorie gehört, bleibt Ansichtssache). Für die »östlichen Provinzen unseres Landes« machte der Architekt ein anderes, traditionell landschaftstypisches Baumaterial aus – den Feldstein. Allerdings empfahl er für dortige Kirchenbauten wegen der Härte jener »Granit-Geschiebe« nicht das gequaderte, sondern das so genannte cyclopische Feldsteinmauerwerk – das heißt die nur gespaltenen Blöcke mosaikartig anzuordnen – und dabei Gesimse, Ecken und die Einfassung der Öffnungen »aus gebrannten Steinen zu construieren«. Diese Bauweise erschien ihm nicht nur »wohlfeiler«, sondern auch architektonisch interessant, malerisch und »bei kleineren Höhenabmessungen unbedenklich«. So legte er gleich als ersten Entwurf jener Muster-



Dorfkirche in Hennickendorf (Landkreis Teltow-Fläming), Foto: Torsten Kahlbaum |

sammlung das Projekt einer »Landkirche mit 200 Sitzen« in dieser Technik vor – einen rechteckigen turmlosen Saalbau mit backsteinernen Staffelgiebeln und dreiseitig geschlossener Apsis in neugotischen Formen. Im Gegensatz zum Fachwerk-Projekt, das allein in Dippmannsdorf realisiert wurde, fand dieser Entwurf mehrmals Anwendung bei preußischen Dorfkirchenbauten – ein einschlägiges Exemplar steht ebenfalls im Südwesten Brandenburgs.

Hennickendorf

Am 13. August 1851, morgens um ein Uhr, hatte eine Feuersbrunst in Hennickendorf, nordwestlich von Luckenwalde, nicht nur den halben Ort, sondern auch Kirche und Schule eingeäschert. Und wieder stand am Anfang eines neuen Kirchenbaus die leidige Kostenfrage. Zwar musste in Hennickendorf, das zum Amt Zinna gehörte und damit seit 1680 brandenburgisch war, der Fiskus als Patron seinen Beitrag leisten. Aber auch hier hatte die Gemeinde einen gehörigen Teil der Kosten selber zu tragen, und die gab sich natürlich wegen der finanziellen Belastung durch jenes Brandunglück zahlungsunwillig. Immerhin stand im Kostenvoranschlag jenes am 5. März

1855 dem Minister von Raumer vorgelegten Bauprojektes, das Baumeister Kaupisch »sehr genau« (Börsch-Supan) nach stülerschem Muster ausgearbeitet hatte, einem Patronatsbeitrag von 2.352 Talern ein Gemeindebeitrag von 3.650 Talern gegenüber. Es folgte das bereits bekannte Procedere: Eine Kirchenkollekte in den Provinzen Brandenburg und Sachsen wie vorhandene Gelder in der Kirchenkasse reduzierten jenes finanzielle Aufkommen der Hennickendorfer auf 873 Taler, die sie an drei Terminen im Januar 1858, 1859 und 1860 aufbringen sollten. Aber auch diese Summe sahen sich die Dörf-ler dann nicht in der Lage zu zahlen. »Es bleibt daher«, wie das königliche Rentamt am 23. Februar 1858 resümierte, »nichts anderes übrig, als über die Gemeindebeiträge ein Resolut zu erlassen.« Dabei hatten die ersten Verhandlungen für den Kirchbau schon am 19. Februar 1857 begonnen, und im folgenden

Jahr zeigte der Bauführer, Zimmermeister Gerndt, an, dass Kirchenbau »bis 15. Oktober 1858 bis auf etwa einige kleine Nachhülfen des Putzes und Anstrichs beendet wird, so dass die Einweihung in den Tagen des letzten Drittels des Monats geschehen kann«.

Allerdings wich Gerndt nach Beratung mit dem Regierungs- und Baurat Horn in einem entscheidenden Punkt von Kaupischs Plänen ab. Auf Blatt 1 des Musterwerkes zeichnete Stüler eine Glocke in der obersten Öffnung des Staffelgiebels überm Hauptportal ein, was Kaupisch auch übernommen hatte. »Daß dies nicht günstig ist«, bemängelte Gerndt, »hat die Kirche in Meinsdorf sattsam gelehrt«. Der dortige, 1853/54 errichtete und ebenfalls ehemals turmlose Backsteinbau erhielt dann auch 1870 einen »richtigen« dreigeschossigen Kirchturm. In Hennickendorf allerdings wählten Gerndt und Horn eine sparsamere und originelle Lösung. Es wurde »ein Glockenstuhl unter dem Dache errichtet und in beiden Giebeln die Öffnungen in ihrer Höhe vergrößert ... um hierdurch genug Raum zum Durchschweben des Schalles der Glocken zu schaffen«.

Trotz dieses kleinen technischen Mangels jenes Musterentwurfs – die beiden Kirchen in Hennickendorf und Dippmannsdorf zeigen nicht nur die stilistische, dem Baumaterial angepasste Vielfalt jener »Entwürfe für Kirchen, Pfarr- und Schulhäuser«, die den örtlichen Baubeamten die Errichtung architektonisch ansprechender Gotteshäuser vielfach erst ermöglichte. Auch dass Stüler – wie er im Vorwort schrieb – sich bei diesen Plänen »in äußerster, irgend statthafter Beschränkung« übte und »soweit es thunlich, auch Anschläge hinzugefügt« hatte, erweist sich an der problemreichen Finanzierungsgeschichte beider Kirchbauten als durchaus notwendige Orientierung an der Praxis.

Gottschalk Baudenkmalpflege GmbH

**Lehmbau
Gewölbebau
Stuckarbeiten
Fachwerksanierung**



Bundespreis für Handwerk
in der Denkmalpflege 2002

Ahornweg 7 · 14662 Friesack/Mark

Telefon: 03 32 35/15 59 · Fax: 03 32 35/2 19 95

www.BaudenkmalpflegeGmbH.de · E-Mail: KGbaudenkmalpf@aol.com

Anzeige

Der Blick nach draußen

Gespräch mit Angus Fowler über die Bewahrung kirchlicher Baudenkmäler in Europa

Angus Fowler, geb. 1946 in Ongar, Essex/England, Studium der Geschichte in Oxford; Vorstandsmitglied im Förderkreis Alte Kirchen e.V. (Marburg); Vorsitzender des FAK Berlin-Brandenburg; Vorstandsmitglied im europäischen Denkmalschutzverband Europa Nostra; Präsident des Europäischen Verbandes für den ländlichen Raum ECOVAST; Bundesverdienstkreuz 1. Klasse.

Welches Gewicht hat bürgerschaftliches Engagement zur Bewahrung gefährdeter Kirchen aus europaweiter Sicht?

Aus verschiedenen Gründen werden in vielen Ländern Europas immer mehr Kirchenräume und religiöse Gebäude nicht genutzt. Kirchenverdrossenheit wächst zunehmend. Bei Erhaltung und Nutzung von Kirchen spielen daher Bürgergruppen und Vereine eine wachsende Rolle. Vielfach werden erweiterte, multifunktionale Nutzungen entwickelt.

Kirchen waren von jeher »öffentliche Räume«. Heute aber herrscht bei vielen Menschen geradezu eine Schwellenangst, einen sakralen Raum zu betreten.

Genau diese Schwellenangst gilt es abzubauen. Das Projekt »Offene Kirchen« des Förderkreises Alte Kirchen Berlin-Brandenburg zum Beispiel will solche »Kontaktaufnahme« fördern. Hier zeigt sich auch die europäische Wirkung solcher Aktivitäten: Vorbild dafür war eine ähnliche Initiative der Evangelisch-Lutherischen Kirche in Schweden.

Brandenburg ist mit der Nachbarschaft zu den EU-Beitrittskandidaten Polen und dem Baltikum in einer besonderen geografischen Position. Zieht auch der Förderkreis daraus Folgerungen für seine Arbeit?

Mit der weiteren Entwicklung kultureller Zusammenarbeit zwischen West und Ost erweitert sich auch das Blickfeld des Förderkreises. Erfahrungen

können ausgetauscht und weitergegeben werden. Dieses Jahr wird beispielsweise auf der Tagung »Fachwerk« der EXPO-Messe in Stettin die Aktion »Offene Kirchen« nach unserem Vorbild ein Hauptthema sein.

Zwischenfrage: Gibt es denn im kirchentreuen Polen überhaupt eine Gefahr für die historischen Kirchengebäude?

Durchaus – und zwar gerade weil ausreichende Mittel für »attraktivere« Neubauten vorhanden sind. So wollen dort viele Gemeinden ihre alte »unrepräsentative« Holzkirche durch einen nobleren Steinbau ersetzen. Das ging bis hin zu Brandstiftungen. Die Gründung einer Gruppe »Lasst uns Holzkirchen lieben« im Jahre 1990 ist ein wichtiger Schritt zur Bewahrung der sakralen Holzarchitektur. Auch deutsch-polnische Kooperation wie bei der Ausgestaltung der Dorfkirche im uckermärkischen Dorf Rosow nahe Szczecin als Gedenkstätte des beiderseitigen Flüchtlingsdramas bezeugt gemeinsame Anliegen.

Ist der Förderkreis auch in andere grenzüberschreitende Projekte vernetzt?

Der hiesige Förderkreis nimmt seine europäische Verantwortung einerseits durch die Mitgliedschaft im europäischen Verband für den ländlichen Raum ECOVAST wahr, andererseits durch Teilnahme an dem europäischen Preiswettbewerb für Denkmalpflege, ausgeschrieben von der EU und EUROPA NOSTRA. Der Förderkreis beteiligt sich, gemeinsam mit weiteren überregionalen Vereinen und Institutionen, an der europäischen Kampagne zur Senkung der Mehrwertsteuer auf denkmalpflegerische Maßnahmen. Ebenso unterstützt er die Idee einer »kosten-sparenden« Denkmalwacht, wie sie in



Ruine der Dorfkirche von Zinten in Nord-Ostpreußen

den Niederlanden und Flandern bereits existiert: Regelmäßige Inspektionen decken leicht zu behebbende Bagatellschäden auf, bevor sie sich zu großen und damit teuren Schäden auswachsen. Solche übernationalen Aktivitäten knüpfen an die Arbeit des Marburger Förderkreises an, der schon europaweite Verbindungen, zum Beispiel zum Europarat in Strasbourg, aufgebaut hat und grenzübergreifende Arbeit leistet.

Wo sieht der Förderkreis über die eigenen Landesgrenzen hinaus besonderen Handlungsbedarf?

International ist die Region Kaliningrad ein besonderes europäisches »Sorgenkind«. Dort gilt es zu retten, was noch an zumeist ruinösen Dorfkirchen vorhanden ist. Im Förderkreis wird überlegt, eine Ausstellung für das »russische Ostpreußen« zu gestalten, die anhand der eigenen Arbeit und Erfolge Anregungen vermitteln kann. Gerade dort, wo kirchliche Trägerschaft und Nutzung nicht mehr gegeben sind, helfen Beispiele, wie mit einfachsten, »nichtstaatlichen« Mitteln in bürgerschaftlichem Einsatz historische Sakralbauten gerettet werden können. Solches Engagement der Zivilgesellschaft für das architektonische und kulturelle Erbe der Kirchengebäude zu wecken und zu fördern, ist eine europaweite Aufgabe und letztlich das eigentliche Anliegen aller Aktivitäten des Fördervereins.